



Berlin, den 21. Dezember 1901.

Maria von Magdala.

Der Mutter des Galiläers müßten Fromme beim Nahen der Weihnacht denken, der Strahlenreichen, die ihn im Stall gebar und die der Seher wünschendes Auge bis ans Kreuz, bis in die Gruft ihn geleiten hieß. Doch von ihr ist nicht viel zu erzählen. Ihr sängen fast zwei Jahrtausende nun schon die Dichter, ihrer schönen Seele hat die Schöpferkunst der Stärksten, von Cimabue bis auf Raffael, von Buonarrotti bis auf Böcklin, aus den verschiedensten Stoffen das irdischen Blicken sichtbare Kleid gewirkt, um ihre Magdschaft hat Nationalistenthörheit bis in unsere Tage gerauft; von ihrem Erdenwandel aber ist in nüchternen Prosa nichts zu berichten. Sie ist die Jungfrau und Herrin, Theotokos, Beata Virgo, Notre Dame, ist die Mutter, die lacht, schweigt und, das Schwerste, ohne ein Wort, einen Seufzer der Klage beglückende Liebe theilt. Lilien fanden, nach der alten Legende, die Apostel statt des in Linnen gehüllten Leibes, den sie, als Mariens Erbenrest, dem Bruder Thomas zeigen wollten; und einer weißen, nie welkenden Lilie gleich blüht sie durch die Zeiten. Neben sie aber trat eine andere Maria, neben die mater gloriosa die magna peccatrix. Auch von ihr melden die Evangelien nicht viel. Von Magdala kam sie, einem Dorf am See Genezareth, aus der Gegend der den Juden verhassten Römerstadt Tiberias, und wohnte dann in Jerusalem. Dort sah Jesus sie; und Lukas erzählt, des Meisters Kunst habe vermocht, daß „sieben Teufel von ihr ausfuhren.“ Spät erst wird sie wieder erwähnt; als die Passion zu Ende ist. Mit anderen Frauen, die dem Heiland gedient haben, steht sie auf Golgathas Höhe und schaut des Gekreuzigten letzte, lauteste Qual. Das war am vier-

zehnten Nisan. Der nächste Tag war ein Sabbath und in Israel alle Arbeit verboten. Am Sonntag aber kamen die Frauen ganz früh, um den am Vorfabbath hastig ins Felsgewölbe des Gartens geborgenen Leib zu salben, des Herrn geliebte Züge noch einmal zu sehen und bei ihm, so lange es Tag ist, zu wachen. Maria war unter ihnen, war vielleicht die Früheste. Sie sieht . . . und will ihrem Auge nicht trauen: der Stein, der den Eingang zum Felsgemach sperrte, ist weggewälzt, das Grab leer. Sie eilt in das Haus, wo sie Johannes und Petrus beisammen weiß, und schreit ihnen die Schreckensbotschaft zu. Ihr folgen auf schnellen Sohlen die Jünger und finden des Weibes Wort bestätigt: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe und wir wissen nicht, wohin sie ihn gelegt haben.“ Die Tinnen sind da und das Schweißtuch; der theure Leib ist verschwunden. In stiller Bestürzung kehren die Jünger heim. „Maria aber stand vor dem Grabe und weinte draußen. Als sie nun weinte, guckte sie in das Grab und sieht zween Engeln in weißen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten und den anderen zu den Füßen, da sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten. Und sie sprachen zu ihr: ‚Weib, was weinest Du?‘ Sie spricht zu ihnen: ‚Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben.‘ Als sie Das sagte, wandte sie sich zurück und siehet Jesum stehen und weiß nicht, daß es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: ‚Weib, was weinest Du? Wen suchest Du?‘ Sie meinet, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: ‚Herr, hast Du ihn weggetragen, so sage mir, wohin Du ihn gelegt hast. So will ich ihn holen.‘ Spricht Jesus zu ihr: ‚Maria!‘ Da wandte sie sich um und spricht zu ihm: ‚Rabbuni!‘ Das heißet: Meister. Spricht Jesus zu ihr: ‚Nähre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu Eurem Vater, zu Eurem Gott und zu meinem Gott!‘ Maria Magdalena kommt und verkündet den Jüngern: ‚Ich habe den Herrn gesehen und Solches hat er zu mir gesagt.‘“ So berichtet Johannes; und keine Synopsis bringt reicheren Ertrag. Doch der Legende hat er, so reich er ist, nicht genügt. Zwei Thatfachen fand sie in den am Besten beglaubigten Evangelien: auf des Meisters gebietenden Wink ward Maria vom Bösen befreit; und früher als alle Anderen sah die selbe Maria den Auferstandenen. Die durch solche Vision Gemeichte mußte dem Blick deutlicher erkennbar, mußte ihm mehr zur Persönlichkeit werden. Die sieben Teufel, die Jesus aus ihrem Fleisch trieb, konnten nur die Diener des Wollust weckenden Asmodaios sein, des Talmudsatans Aschmedai, der in höllischer Brunst Saras sieben Freier getödtet hatte. Und war dann das magdalische Weib nicht

am Ende die große Sünderin, die in Simons, des Pharisäers, Hause die Füße des Herrn mit Thränen nehte, mit dem Haar ihres Hauptes trocknete und zu der er sprach: „Dir sind Deine Sünden vergeben; Dein Glaube hat Dir geholfen: gehe hin in Frieden“? Sie mußte es sein; nur die Reuige, der viel vergeben ward, weil sie viel geliebet hat, konnte so begnadet werden. Mit bedächtiger Schnelle schuf die katholische Mythologie die zwei Gestalten zu einer um und die menschenkundige Kirche legte den Kalendertag der neuen Heiligen in die Hochsommerhitze. Seitdem ist Maria Magdalena das Urbild der entführten Sünderin, „die den Füßen Deines gottverklärten Sohnes Thränen ließ zum Balsam fließen“, schmücken in der Glorie ihr Haupt die Locken, „die so weichlich trockneten die heiligen Glieder.“ Sie soll, nach späteren Sagen, den Römern, den Galliern das Evangelium gepredigt, in Ephesos den Martyrtod der Bekenner erlitten haben: im Gedächtniß der Frommen lebt sie als die Büßerin, die mit des Auges köstlicher Narbe des Heilands müden Fuß quidte, als die Gefallene, die inbrünstiger Glaube erneut zu den Reinen hob und die in der Wüste dann, leidlos weikend, des leyten, des übersinnlich Geliebten nur dachte. So haben in gläubigen Tagen starke Künstler und fränkende Dichter geistlicher Schauspiele sie gesehen. Und als die Renaissance kam, als die alte Kultur aus den Trümmern stieg und ein Strahl heller Heiden Schönheit in die strenge Größe gothischer Dome fiel, da freute man sich dieser Gestalt, die aus dem Wunderlande der Evangelien stammte und doch eine Spur frohen Sinnenlebens noch an sich trug. Nicht Zufall ist's und nicht willkürliche Malerlaune, daß so viele Bilder des Cinquecento uns das reizende Weib zeigen, dem weißes Fleisch in unzählbarer Ueppigkeit aus dem harenen Bußkittel quillt, das Weib mit den zärtlich in Nächte rufenden Lippen, in dessen ekstatischem Blick, wie von fern her, noch immer ein feines Feuer lodert, ein irrluchtender Glanz aus der Buhlhölle des Asmodaios. Diese Maria, die alle Laster und Lüste gekannt und dennoch des Heiles Weihe empfangen hatte, war zur Lieblingsgestalt der Renaissancekünstler bestimmt. Sie konnte die Mutter, die Jungfrau nicht verdrängen; neben der Reinen aber, einer nach Menschlichkeit langenden Zeit allzu Reinen fand auch die Sünderin ihren Platz. Sie war „interessanter“ — das profane Wort ist hier nicht zu entbehren —, der Blick auf ihres Lebens steinigem Leidensweg tröstete die Strauchelnden, auf sie konnten die Verirrten, konnte sogar der galante Weltgeistliche sich berufen, der seine Gemeinde aus Sterbebett der Kameliendame zwang, ihrer Buße Lohn blieb die Hoffnung hitzigen Fleisches. Und wann und in welchem Gewand ihr Bild auch enthüllt ward: immer sahen die Schwachen, die Men-

sehen, es mit beglückendem Schauer und wieder wars wie in Simons Haus einfiel, da nach des Meisters mildem, entsündenden Spruch die Gäste am Festisch verstummten und aus des Herzens stillstem Grund ihnen die Frage aufstieg: „Wer ist Dieser, der auch die Sünden vergiebt?“

Ein Posthumus, ein später, der Renaissance hat, ehe er über die Schwelle des siebenten Lebensjahrzehntes schritt, das galiläische Phantom beschworen. Der Welterfolg, den Sienkiewicz's bunter, geistlos frömmelnder Evangelientroman *Quo vadis?* fand, vielleicht auch der Eintagsfieg, den ein mit allerlei Flicklappen aus Flauberts und Wildes Werkstatt aufgepujter Thiergartenjohannes erstritt, mag Paul Heyse ins Bibelreich zurückgeführt haben, wo dem vom Drama so oft Enttäuschten einmal schon, unter Salomos weisen Auge, ein Vorberblatt wuchs. Nicht die Zeitstimmung, nicht die Summe der determinirenden Mächte, die man heute in den Begriff des Milieu zusammenfaßt, konnte die Kunst des ungebeugt Alternen zum Versuch plastischer Darstellung reizen; wer Heyse kennt, wußte, bevor er das Buch aufschlug, daß nur das im goethischen Sinn „reinmenschliche“ Magdalenenproblem den Poeten gelockt haben konnte, dem immer, wie sonst, nach dem Wort der Gräfin d'Agoult, nur den Weibern, das Individuum das im „Sensationroman der Weltgeschichte“ allein Interessirende war. Seltsam, daß dieses Kind der Welt nicht früher schon zu Genesareth's Sonnengestade den Weg gesucht hat. Aus der „trockenen, fahlen, wunderlosen Wirklichkeit“ sehnte er stets sich fort, war mit den Alltagsmenschen, besonders mit denen aus Evas Schoß, gar nicht zufrieden und sprach mit dem „Martyrer“ seiner Novelle: „Was ich so rund um mich her von artigen Frauen und Jungfräulein kennen gelernt, schien mir aus viel zu grobem Stoff, zu wenig appetitlich für einen Feinschmecker meines Schlages, der das Karste und Ausgesuchteste, so oft er nur wollte, sich in der Phantasie austischen konnte“. Da mußte eines Tages, früh oder spät, sein Blick auf der Huldgestalt der gern gewährenden Galiläerin haften, der um sühnender Liebe willen sündige Liebe vergeben ward.

Seine „*Maria von Magdala*“ ist die magna peccatrix aus Simons Haus und aus Goethes Himmel, ist zugleich aber auch die Ehebrecherin, die Schriftgelehrte und Pharisäer, nach dem Evangelium Johannis, am Delberge steinigen wollten, bis der Herr sie beschied: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, Der werfe den ersten Stein auf sie!“ Als kaum fünfzehnjähriges Kind ward sie nach alter Judensitte, die um jeden Preis die Töchter versorgt sehen will, einem greisenden Mammonsdiener vermählt, einem Geizhals und Trinker, der das junge Blut peinigt, im Käfig das junge Fleisch mit

Schlägen seinen kraftlosen Begierden firt. Ein Freund, der sich mitleidig stellt, befreit sie aus der Frohn, — und läßt sie, da ihr Eingebrahtes verbraucht ist. Er hat ihre Sinne gewedt; und der Verlassenen einzige Lust ist nun, den brennenden Durst zu stillen, „alle Freuden der Jugend zu genießen und nicht zu fragen, ob wir morgen vielleicht hassen werden, was wir heute geliebt haben“. In Jerusalem wohnt sie; in Schmach und von der Männer Brunst doch — und gewiß eben darum — begehrt. Nicht dem Reichsten, nicht dem Vornehmsten giebt sie sich noch dem Schönsten:

Dem nur, der ihr gefällt. Und nie einem Römer. Die haßt ihr jüdischer Stolz; umfinge sie je Einen aus dem hochmüthigen Eroberervolk, so thäte sie, um ihn in der Umarmung zu würgen. An eines lüfternen Römers Laune aber hängt in der Schicksalsstunde Leben und Tod des Hehren, dem Maria, seit sie ihn sah, sich angelobt hat, für Zeit und Ewigkeit, als die Letzte in seiner Mägde Schaar. Aulus Flavius, ein Nefse des Landpflegers Pontius Pilatus, wirdt längst um der Magdalerin Gunst, die ihn die Entbehrung römischer Wonnen wohl vergessen ließe. Jetzt darf er, endlich, hoffen, dem Ziel seines Sehens zu nahen. Ihm öffnet sich jedes Kerkers Thür und leicht kann er die Bande lösen, die des Galiläers Leib fesseln. Doch der Weltstädter ist kein Heiliger; der lustige Lebemann würde sich lächerlich dünken, wenn er für sein Retterwerk nicht Belohnung heischte. Ein Dämmerständchen an Mariens Brust: und in der Morgenfrühe ist ihr Jesus frei, dem der Hohe Priester schon das Kreuz rüsten läßt. Sie vermag es nicht. So manche Nacht schob sie am Thor den Riegel zurück, damit ein heißer Buhle im Dunkel hineinschlüpfe, und so entehrt ist ihr Körper von gierigen Küssen, daß keine Hingabe an neues Begehren ihn mehr schänden könnte. Aus nächtiger Finsterniß aber warnt jetzt eine Stimme, dräut die Stimme Eines, der das Opfer des wiedergeborenen Leibes verschmäht. . . Aulus Flavius geht ungetröstet heim. Und der Erlöser verröthelt am Kreuz.

Ihn schauen wir nicht. Denn dem größten Stoff sozialpsychischer Menschheitsgeschichte ist die Bühne gesperrt. Jesus von Nazareth darf im katholischen Frankreich, doch nicht im protestantischen Deutschland auf das Schaugerüst treten, nicht einmal, wenn er, wie ein Zöllernheliand, von frommem Glauben verherrlicht wird. Die ganze — ach! nicht unverschuldete — Geringschätzung modischen Theatergeschäftswesens spricht aus diesem Verbot. Mit kluger Kunst hat der Dichter die schreckende Klippe umschiffet. Nur den Widerhall des Heilandswortes hören wir und sehen die Spiegelung seiner wirkenden Lichtgestalt im Sinn zweier von Leidenschaft heftig bewegten Erden-

finder: Marias von Magdala und des Karioten Judas Ischarioth. Den hat die Gedächtnete zum Freunde erwählt, da sie der Stauer satt war, „deren Scheitel nach Salben duften und drunter ist leer und dunkel wie in einer tauben Ruß.“ Judas ist rauh, in seinem unstillen Blick flackert der Haß des Beknechteten und sein Mund meidet die Schmeichelrede. Wie in ihr, harret in ihm die Wuth gegen Israels Bedränger ungeduldig des Rachetages, wie sie, bleibt auch er dem Brunnentempel fern und hat nichts gemein mit Pharisäern, Schachernern und schwachgemuthen Priestern, die sich feig ins Römerjoch ducken. Der Rebell fand sich zur Sünderin und Weider Jörn mischt sich zu wilden Flüssen gegen die von der stümpernden Hand kleiner Menschen verrückte Weltordnung. Endlich Einer, der Marien nicht verachtet, weil sie die Sitte brach, der, statt kurzen Raufsches, ihr das Glück erfrischender Wanderung auf steile Gipfel des Denkens bot! Um ihm zu leben, verschließt sie den Freunden das Haus, die bei ihr doch nur flüchtiger Lust die Sättigung suchten. Sie weiß nichts von seinem Thun und Treiben, weiß nicht, daß der dem Mammonsdiensft grosse Demokratie, der sich rühmt, seit Jahren des Tempels Inneres nicht betreten zu haben, im Vorhof des Tempels am Wechslertisch sitzt und den zum Opfer Schreitenden die dem Priester wohlgefällige Münze feil hält. Dort trifft ihn der Galiläer, der über die Händler, die Schänder des Heiligthumes, mit hartem Worte die Geißel schwingt, und stößt ihm den Tisch um, daß die Münze, die Tempelstufen hinab, in die Gasse rollt. In dieser Stunde erkennt Judas den Meister und weicht sich ihm. Was er nicht, der Unreine, vermochte, wird Jener vollbringen, der von den Propheten verkündete Messias, der gekommen ist, der Mächtigen Macht zu brechen und in des alten Gottes neuem Reich die annoch Niedrigen zu erhöhen. Doch . . . Der Erharrte zaudert; den Sanftmüthigen neigt er sich, denen nie beim Anblick frecher Tyrannen des Grimmes Gluth aus dem Herzen schlug, und zur That scheint sich in ihm kein Gedanke zu rüsten. Anders hatte ihn Judas gehofft: eine Flamme, nicht einen milden Schönedner, der sich in die Zeit schickt. Noch will er den lange Wochen Geliebten nicht den Feinden ausliefern, trotzdem er knirschend schon hört, der Nazarener habe gesagt, dem Kaiser müsse man, was des Kaisers ist, geben. Als er aber fühlt, daß auch Maria, sein ganzer Besitz an wärmendem Glück, in die Gewalt des Sanften hinübergelitet, als er das Jauchzen der Römer vernimmt, in dem friedfertigen Jesus sei ihrer Herrschaft ein unschätzbarer Bundesgenosse erstanden, da hält's ihn nicht länger: zu Kajaphas schleicht er, dem Hohen Priester, der ihn zum Werkzeug päffischer Rache wollte, und verräth, wo sie heimlich den

Meister sahen, in schweigender Nacht. Auch den Karioten dünkt Eines Untergang besser als des ganzen Volkes Verderben. Und verloren wäre das Volk und auf ewig in Knechtschaft versunken, wenn Der es tröge, der ihm der Heilige hieß und des Weltenrichters Sohn. Ehe Der im Staub vor dem Imperator kniet, mag er am Kreuz zwischen Schächern sterben. .

Maria hat des Herrn Art tiefer empfunden. Neugier nur trieb sie zunächst, ihn zu sehen, der eines Judas finstere Seele erhellen könne, die perverse Lust auch des mit Männersinnen vertrauten Weibchens, den Keuschen zu versuchen, der nie einen Frauenleib berührt haben soll. Ob er ihren Blick wohl ertrüge, das Leuchten des Sternes von Magdala, das so Manchen schon aus tugend samen Vorsätzen warf? Sie sieht ihn, hört; und kehrt, eine Andere, in ihr Haus zurück. Spangen und reiches Schmuckwerk hatte sie angelegt, in das kostbarste Gewand sich gekleidet und ist so schön, so sieghaft im Glanz unverhohlener Lust, daß der Hohe Priester sich zu der Bitte herabläßt, sie möge Israels Feind, der gaukelnd das Volk verführe, mit ihrer Reize Macht fördern und aus dem Ruf makelloser Reinheit locken. Ohne Zorn, in stillem Efel, weist sie ihn ab und schreitet weiter, Simons Garten zu, wo um den Meister die kleine Gemeinde versammelt ist. Am Zaun steht sie, starr und prächtig wie ein von Aphrodites Hand gepflanzter Granatbaum im Prangen der Frucht reife. Der Menge ist die Sünderin, die sich in üppigem Fuß an den Heiland drängt, ein Aergerniß und schon waffnen sich wider sie der Männer, der Weiber Hände sogar mit Steinen, als des Galiläers Stimme erschallt: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, Der werfe den ersten Stein auf sie!“ Doch Maria hat das Toben der Wuth kaum gefühlt, kaum geahnt, daß ihr Leben gefährdet war. Ein großes, klares, ruhiges Auge sah sie auf sich gerichtet; und unter dem Blick fielen, eine nach der anderen, die Scharlachfrüchte von den Zweigen der stolzen Punika und lahl stand sie, ein armes, werthloses Reis. Die Nichtigkeit ihres Lebens erkennt sie, da sie hier Einen schaut, der nur den Nächsten lebt und dem Alles, was irgendwo auf der Erde Menschenantlig trägt, in die Gemeinschaft der Nächsten gehört. Am Bitter stand sie; kein Bitter soll morgen sie von ihm trennen. Als Büsserin kniet sie vor ihm, näßt seine Füße mit Thränen, trocknet sie mit ihrem Haar. Vor Aller Augen; Alle sollen sie in tiefster Erniederung sehen. Nicht retten kann sie ihn, denn ihr Wille zur Hingabe an Mannesgier ist gebrochen und sie müßte ihm, der sie aus Schmach riß, treulos sein, wenn sie den Weg wählte, den ihr der Römer rieth. Nie aber naht ihr der Zweifel, der Judas beschlich. Sie weiß: Dieser ist der Erhoffte! Mag er die Umtriebe kleiner Rebellen verschmähen

und den Mächtigen heute noch geben, was ihnen heute gebührt: so hell wird das Licht strahlen, das sein neues Reich des Friedens über die Welt wirft, daß alle Imperien daneben fahl scheinen werden und weß, so unzerstörbar die Kraft seines Wirkens dauern, daß selbst die Gewaltigsten der Erde, wenn die Zeit erfüllet ist, sich ihm beugen werden. . . Judas erkennt sich, Maria leht fort der vortheilhafter Niederkunft ihres Herrn, gewärtig, . . .

ist in
enans
r und
unter
nahnt,
Judas
y auch
Nibe-
r aus
Satz,
chheit
Judas
s den
unter
n der
uhte:
ischen
chen-
s will
ähnen
Eis-
chlich
adith-
rmes
eifer-
Herr
nd zu
n den
rde sie
Frau
Seit

Vom Geist der Zeiten, den Faustens Famulus so hoch schätzte, dem Drama nicht viel zu spüren. Nach alter Konvention, von der R frommer Spott uns doch für immer befreit haben sollte, sind Röme Priester Israels stilisirt — Gamaliel, vielleicht die feinste Gestalt ihnen, ward zum Statisten — und oft genug werden wir leidig gen daß der Ort der Handlung ein Brettergerüst mit Weinwänden ist. Ischarioth ist nicht der Mysterienschust Abraham's a Santa Klara, doch nicht der biblische Hagen von Tronje, den Hebbel träumte. Als der lungen dröhnender Schritt ihm eben perklingen war, wollte der Dichte Friesenland sich an das Stoffgebiet der Evangelien wagen. Der erste den er darüber in sein Tagebuch schrieb, hieß: „Der Esel der Men vor sich selbst war die Wurzel des Christenthums“; und der letzte: „Ist der Allergläubigste.“ In dem Karioten, den schlimmerer Haß al Schuster Ahasver durch die Geschichte hegt, sah Hebbel den Stärksten den Jüngern, den Mann, der den Ruf des Verräthers nicht scheute, u Sache, der er sich zugesagt hatte, den Sieg zu sichern. Dieser Judas n nur wenn Jesus für seine Lehre stirbt, wird er ewig im Sinn der Mer leben. Diesem Judas war, was die gemeine Moral Verrath nennt, ein fi politisches Werk. Er brach auch dem Meister nicht die Treue — Jesu den „Verrath“, das Gericht, sonst könnte er, der sie voraussieht, leicht entgehen —, sondern opferte ihn und sich der Idee. Einen in solch lufst verstiegene Denkens hausenden Judas hätte Heise wohl unmen genannt; er konnte in Hebbels Spur, vom Christusplan und vom I drama, lernen, nicht aber Hebbels unbändiges Psychologengenie in sein w Poetenstübchen bannen. Sein Ischarioth mußte weicher sein, verliebt, süchtig, dem Größeren neidisch; nicht ein Hagen aus Kariot, sondern ein von Schweiger, der den Passalle zu lau findet, nicht revolutionär genug u sehr von schönen Frauen verwöhnt. Immerhin eine Gestalt, die sich nebe Stammeln der neusten Dramatik sehen lassen darf. Dem Betrachter wü größer scheinen, wenn Maria sie nicht überragte. Der Dichter, der diese schuf, braucht vor keinem in seiner Heimath Lebenden das Haupt zu senken

dem Antinous ist ihm Feineres, Persönlicheres nicht gelungen. Die Magdalerin des sanften Atheisten ist stark und ein Weib doch, in der Gebundenheit ihres Geschlechtes frei und für das Gefühl kindlich Frommer gottlos in aller Ekstase. Mit dem Trog der im Tiefsten beleidigten Männin hat sie ihr Haus bestellt: sie wählt, sie sucht sich, und ging's über Leichen hinweg, stillenden Genuß und lacht der Heuchler, die sie Sünderin schelten. In jeder Hülle erkennt sie den Mann: Keiner naht wunschlos einem reizenden Weib; Keiner, selbst Judas nicht, der finster blickende Freund, der aus dem schwülen Venus-tempel sie auf Gletscher zu führen versprach. Und als sie endlich den Wunschlosen findet, der nach dem Taumel sie das Glück kennen lehrt, da verlobt sie sich nicht einer Sache, einer Idee, nein: dem Manne, den sie liebt, dem Ersten, der ihr Sehnen hoch über Laune und Lust hebt. Was ist ihr die Idee, das dürre Programm der Menschheitelösung! Der Mann hat sie überwältigt: selig kniet sie vor ihm und sieht die Welt nur noch aus seinem Auge. Alles vermag er, mit seines Mundes Hauch alle Gewalten zu brechen; und ohne ihn ist kein Heil. Deshalb ist sie zum Tode betrübt, als er am Kreuze verstummte; deshalb jauchzt sie, als seine Wiederkunft verkündet wird. Wann sahen Frauen von natürlichem Wuchs je eine Sache anders als durch das Medium einer Person? „Und Gott der Herr bauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm“: der Spruch frommer Einfalt birgt symbolischen Sinn, den der Spötter Dünkel nicht ahnte. Welche unverbildete Frau war nicht, was der Mann aus ihr machte, färbte in seinem Herzblut nicht des Wesens Art? Heyses Maria nahm von den Lüsternen Lust, war ernst mit dem Ernsten, ist mit dem Reinen rein. Sie ist eine Frau.

Doch sie ist nicht Maria von Magdala. Die nicht, die vollendet hat, was Jesus begann. Deren Mission fängt da an, wo Paul Heise endet.

Seine Maria war nie von sieben Teufeln besessen; keine Kranke, auch keine Orientalin. Eine Heldin, die noch die Spuren schwerer Hysterie mit sich schleppt: Das hätte den Goethefchüler schlecht und modern gedünkt. Seine Judäer glauben auch gar nicht an Asmodaios, den div den Perfer, sondern sind aufgeklärte politische Köpfe aus Abendland. Und nur die Exaltation, der transzendente Ueberschwang orientalischer Geister, wie Hebbels Bethulien ihn zeigt, läßt uns verstehen, daß durch alle Heiligen Bücher des Ostens ganze Schaaren Verzückter, Befessener irren. So kamen wir um das Wunder — vielleicht auch, weil der Thaumaturg nicht leibhaftig vor unseren Blick treten durfte — und mußten uns, als handle sichs um die Exegese der Acta Apostolorum, mit allegorischer Auslegung bescheiden. Ueber einen Asch-

medai würden Maria und Judas lächeln; und die Wandlung einer Seele ist kein Wunder mehr. Doch Lukas, der dritte Evangelist, der auch die Apostelgeschichte geschrieben haben soll, erzählt ausdrücklich: „Mit dem Meister reiseten etliche Weiber, die er gesund hatte gemacht von den bösen Geistern und Krankheiten, nämlich Maria, die da Magdalena heißet, von welcher waren sieben Teufel ausgefahren, und viele andere, die ihm Handreichung thaten von ihrer Habe“. Lukas, der fern von Judäa schrieb, war ein Arzt, Pauli, des ersten Theologen, engerer Gehilfe und ein begeisterter Demokrat. Alles Unheil schien ihm von den in Israel Großen, alles Heil von den kleinen Leuten zu stammen. Die spirituelle — heute sollte man sagen: suggestive — Heilmethode, ein von eisenischen Therapeuten überkommenes Erbstück, mußte des Arztes Aufmerksamkeit fesseln. Dem Verächter der Vornehmen konnte die Feststellung wichtig scheinen, daß die Aermsten der Armen zuerst in des Meisters Lehregingen, unglückliche, kranke Frauen, doppelt arm durch ihr Geschlecht und des Leibes Noth. Dostojewskij hätte einem Slavenheiland solches Gefolge erfunden. Paulus selbst aber, der kluge Weltpolitiker des Christenthums, konnte weder die proletarischen noch die hysterischen Gestalten brauchen, die Lucae Herzen so theuer waren. Von festerem Boden aus mußte die Eroberung der Heidenheit, die Bekehrung der Gentiles unternommen werden. Paulus weiß nichts von Maria Magdalena, deren Bild ihn doch an seine eigene Wandlung erinnern konnte; wenigstens nennt er sie nicht. Ihm, wie Paul Heyse, war sie wohl nur die geläuterte Sünderin, eine für des neuen Glaubens Geschichte werthlose Episode im Erdenleben des Heilands. Aus Pauli erstem Briefe an die Korinther erfahren wir, daß Kephas vor allen Anderen den Auferstandenen sah. Nach den Berichten der Passionzeitgenossen sah Maria ihn früher als der Treuesten Einer. Das gab ihr im Christenhimmel den Platz, den die werthtätigste Neue der Buhlerin nie erdient hätte. Zwischen Jesus und Paulus steht sie, schlägt zwischen Beider Wegen die Brücke. Erst der freiwillige Opfertod, dann die Gewißheit der Auferstehung, endlich der Kreuzzug in die Welt, der in eines Gottes segnendem Zeichen nur, nicht in eines sterblichen Menschen Namen, erfolgreich zu führen war. Mit der Vision verliert Maria jede Bedeutung im christlichen Glaubenskreis.

Was verlieh denn diesem Glauben den Sieg? Wodurch wurde ein Welterobererplan, wie Paulus ihn hegte, erst möglich? In den paar Zeilen, die er dem Messias widmet, sagt Josephus: „Um die Zeit des Pilatus lebte Jesus, ein weiser Mensch, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf. Er vollbrachte unglaubliche Thaten und wurde Allen ein Lehrer, die

guten Willens die Wahrheit aufnahmen. So zog er viele Juden und auch Heiden an sich. Er war der Gesalbte. Und obgleich ihn Pilatus auf Vertreiben der Vornehmsten unseres Volkes zum Kreuzestod verurtheilte, wurden doch die Anhänger ihm nicht untreu. Denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebend, wie die Propheten es, nebst tausend anderen wunderbaren Dingen, von ihm vorausgesagt hatten. Und bis auf den heutigen Tag noch lebt das Volk der Christen fort und nennt sich bis heute nach ihm“. Josephus war vier Jahre nach Christi Tode geboren; ein Echo der Stimmung, die den neuen Bund empfangen hatte, drang noch an sein Ohr, daß er hören konnte: der weise Mensch, der Lehrer der Wahrheit wäre rasch vergessen worden, hätte nie ein Volk um seinen Namen zu sammeln vermocht; dem Sohne des höchsten Gottes, dem von uralter Weissagung verheißenen Messias, der von den Toten erstand, strömten Juden und Heiden zu. So war es immer. Der Stifter einer Weltreligion darf nicht den Tod schwacher Menschen sterben. Das bedachte Omar, der zweite Kalif, als er mit blankem Schwert aus dem Zelt stürzte, in dem Mohammed eben den letzten Seufzer gehaucht hatte, und Jeden zu töten schwor, der behauptete, der Prophet sei aus dem Leben geschieden. Das kleine Häuflein der engeren Jesusgemeinde wäre nach des Meisters Entschwinden schnell in alle Winde gefegt worden. Von den Römern verachtet, von Israels Priestern und Patriziern verfolgt: wo sollte, wo konnte es eine Stütze suchen? Die Zuverlässigsten wären, wenn der Schwarm sich verlaufen hatte, nachts wohl manchmal noch an der Grabstätte zusammengekommen; allmählich wären auch sie müde geworden, mit Lebensgefahr einer Idee nachzuhängen, deren Schöpfer längst Wurmspeife geworden war. An eine Propaganda war nicht mehr zu denken; unfruchtbar mußte die neue Sekte neben so vielen alten welken. Solche Furcht mag während der Sabbathstille die Jünger umfangen haben. Sie weinen, lauern jammernd am Boden; es ist, als sei alle Stärke, alle Hoffnung von ihnen gewichen, die früher, als er noch vor ihnen wandelte, der Wiederkunft des Herrn doch so gewiß schienen. Bald wird es zu spät sein. Eine kurze Zeitspanne noch, — und der Rückkehrende fände nicht mehr den rechten Glauben und müßte, in anderem Sinn freilich als in der Legende, sprechen: Venio iterum crucifigi. . . Da gelst durch die Sonntagfrühe der Freudenruf: „Christ ist erstanden!“ Ein Gerücht? Nein; sie sahen ihn. Wer? Ein Weib. Die Mutter? Nein; Maria von Magdala. . . Welcher Weise, fragt Menan, hat die Welt je mit solcher Freude erfüllt wie diese Besessene?

Eine Frauenstimme; nur die Stimme aus einer Brust, die Alle noch

als den Herd unreiner Satansgluth gekannt hatten. Dennoch: sie findet Gehör. Hat Wunderglaube jemals denn mehr gebraucht? Unter kühlerem Himmel wurde, in hellerer Zeit, Lourdes zum Wallfahrtsort einer Welt, weil ein vierzehnjähriges neurasthenisches Kind dort die Jungfrau gesehen zu haben wähnte. Und in Jerusalem soll, im Jahr 33, das Wort eines Augenzeugen nicht genügen? Rasch gesellen sich andere ihm. Christ ist erstanden? Das war ja vorausgesagt. Er mußte erstehen. Keiner zweifelt. Der sah, Jener hörte ihn, seit Eine muthig betheuert hat, daß sie ihn hörte und sah. Niemand will blinder, tauber, minder begnadet sein. Die Aengstlichen, die schon entschlossen waren, eine Gemeinschaft zu fliehen, die nur noch Fährlichkeit bringen kann, kriechen aus ihrem Versteck und reiben die Augen. Wie thöricht waren sie, die Sache verloren zu geben! Nirgend's Trauer mehr; Jubel ringsum und die Gewißheit nahen Siegs. Die Schwächlinge kann nur gedoppelter Eifer entschulden. Und die Erscheinungen häufen sich. Petrus sah ihn. Nein: Kephas. Nein: Beide! Und in Emmaus brach er zween Jüngern das Brod. Hatte das wirre Gerede der Frauen, die Marien zum Grabplatz gefolgt waren und ihr den Ruhm der ersten Verkündung nicht gönnten, vormittags da oder dort wirklich wieder Unsicherheit erregt: jetzt, seit Kleopas aus Emmaus kam, wurde der Zweifel zum Treubruch, der ungläubige Thomas fast schon zum Wissethäter. Der jungen Christenheit, die gestern um den edelsten Menschen weinte, war heute der Gott geboren. Und auch ihn hatte sie einer Maria zu danken. Wunder glauben, deren Wahrheit Andere beidwören, ist leicht; den Traum, den der Eine erzählte, träumt der Zweite nach. Nur eine starke, im innersten Anschauen schöpferische Natur aber vermag der ungesättigten Sehnsucht nach Wundern aus Eigenem die Gestalt zu schenken, die für immer in der Phantasie haften wird. Wie Maria den guten Gärtner auf Golgatha sah, sieht ihn noch heute der Christ. Das war ihre That, die wichtigste seit der Stiftung des neuen Bundes. Ihr Wort gebar den Gott. Ein Gott wird geboren, wenn ein hoch über die Sinnenwelt hinausreichender Gedanke den heißen, leidenschaftlich bewegten Schoß über Menschenkraft starker Liebe befruchtet. Und trotz Björnson und seinem Philistergefolge sind es die größten Momente der Menschheitsgeschichte, in denen ein im Weibe Gezeugter mehr wagt, mehr glaubt, an eine Idee oder ein Ideal höherer sich hingiebt, als der Durchschnitt der Gattung im trägen Kreislauf des Alltags vermag.

Paulus war ein kluger Praktiker. Eine bescholtene, überreizte Schwärmerin taugte ihm nicht zu der Rolle einer Hauptzeugin für die Weltreligion. Kalte Rechner könnten sonst eines Tages auf den Gedanken kommen, die

Magdalerin, die vor der Taufe schon mit allen Wassern gewaschen war, habe die Vision listig erfonnen: um sich wichtig zu machen, um den Hochmuth der jerusalemischen Pharisäersippe zu strafen, — wer weiß: am Ende gar für münzbaren Lohn. Spitzfindige Gräbler, die nicht einmal Judas den Erzschelm sein ließen, könnten entdecken, auch die Freundin des Karioten habe nur in einer großen Tragikomoedie mitgewirkt und, wider besseres Wissen, den weichenden Glauben mit erlogenem Spuk zurückgeschenkt. Und wilde Antichristen — wie in unseren Tagen einer auf Sils-Maria saß — könnten fauchen: Ein schönes Lied, das zuerst eine halluzinirende Bühlerin sang! Vor solchem Gifthauch mußte der Weltpolitiker das Werk bewahren, dem er Pfleger und Vollender sein wollte. Er brauchte stärkere Stützen und sprach deshalb nur von der Wahrnehmung des Kephas und von Petri Gesicht, nie aber von Magdalena, die spät erst, im Mittelalter ritterlichen Frauendienstes, den Rang einnehmen durfte, der ihr gebührt. Pauli vorsehende Furcht zwingt uns nicht mehr; und wir dürfen jetzt fragen, ob dieser seine Kopf auf seine besondere Weise nicht auch ein Verräther war, auch einer, der es, wie Hebbels Judas, gut mit des Verrathenen Sache meinte. Er that, wie alle Apostel, die selbst Etwas wollen: je nach seinem Bedürfniß änderte er das Bild des Herrn, in dessen Namen er reiste, milderte hier, verstärkte dort eine Farbe und strich seinen Firniß darüber. Und dieser Apostel hatte es leicht; denn er hatte seinen Herrn nie ja von Angesicht geschaut und konnte, als auf fremden Bericht Angewiesener, für kein Irren streng getadelt werden. Doch die christliche Welt wäre ärmer, wenn er auch hier sein Ziel erreicht und ihr die zweite Maria geraubt hätte. Zu der Magdalerin sprach der Erstandene das tiefe, bis an die Wurzel aller Wunder leuchtende Wort: *Noli me tangere!* Wozu der Weg durch den Taftjinn? Greife nicht mit plumper Hand prüfend nach dem Ideal! Ohne Beweis sollst Du glauben. Sie glaubte ohne Beweis, ohne den Leib des Herrn zu berühren. Und weil sie so fest glaubte, glaubten die Anderen, die nicht gesehen hatten, auch zu sehen nicht mehr begehrten, seit ihnen von Johannes verheißen ward: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Und da Alle glaubten, ohne Beweis durch Auge, Ohr, Hand, war Christus von den Toten erstanden, lebte er nicht in den Herzen nur, nein: leibhaftig wieder auf Erden. Das wirkte Maria von Magdala. Sie gab den Christen den Gott. Ohne Gott aber ist keine Kirche. Und um dieser That willen sollen auch ihrer beim Nahen der Weihnacht die Frommen gedenken.



Kopien und Denkmäler.

Wenn man miserable Bilder wie jene von Horace Vernet, die einen Raffael und Michelangelo in ihrer römischen Umgebung darzustellen wagten, oder wie Gérôme's uns etwas näherstehendes, aber auch schreckliches Gemälde „Rembrandt in seinem Atelier“ betrachtet, so kann man aus dieser gemeinhin jämmerlichen Zeitvergeudung einen Nutzen ziehen. Man sieht, wie bis ins Groteske flach Raffael, Michelangelo und Rembrandt erfasst worden sind; man kann daran den Werth abschätzen, den Kopien haben können, wenn sie von Malern angefertigt wurden, die meist noch geringer sind als Vernet und Gérôme. Wenn auch die Bilder dieser zwei mit ganz gutem Sehvermögen ausgestatteten Franzosen „Phantasieschöpfungen“, mithin keine Kopien waren, so zeigen sie in einer karikaturalen Vergrößerung, welcher Abirrungen die Maler fähig sind, die eine Vorstellung von einer anderen Zeit als ihrer eigenen übermitteln wollen. Und wenn man von Horace Vernets und Gérôme's Bildern urtheilen kann, daß sie, obgleich sehr unwahr in Bezug auf die Wiedergabe der Atmosphäre um Raffael und Rembrandt, doch typisch für Das sind, was der mittlere Franzose der Periode von Vernet und Gérôme in Bezug auf Raffael, Michelangelo und Rembrandt gedacht hat, so trifft Das ganz genau auf Kopien zu. Von der Zeit, die sie thatsächlich wiedergeben sollen, geben sie ein geringes Bild, von der Zeit aber, der sie selber angehören, eine deutlichere Vorstellung. Das tritt zwar erst lange nach der Anfertigung der Kopie zu Tage. Zunächst glaubt der Kopist und mit ihm glauben seine Zeitgenossen — sie stehen mit ihm unter dem gleichen Schwinkel —, daß die Kopie dem Originale treu sei. Erst in den folgenden Generationen wird klarer gesehen. Es wird dann erkannt, daß die Kopie keineswegs dem Originale entsprochen hat, noch mehr, es wird dann aus der Art der Kopie selbst möglich, festzustellen, zu welcher Zeit sie angefertigt sein muß; in so hohem Maße trägt sie die Zeichen ihrer Epoche. Denn wie alle Werke einer Epoche, so tragen auch die Kopien, mithin Werke, die der Epoche nur uneigentlich angehören — die sozusagen demüthigeren Werke einer Zeit —, das Gepräge ihrer Zeit. Die Zeit, die den Kopisten hervorbrachte, giebt seinem Werke, der Kopie, wie man von Lokalfarbe spricht, eine Zeitfarbe; und sind dem jeweiligen Geschmack und Zeitcharakter in gewissem Grade selbst die großen Maler unterthan, um wie viel mehr noch die kleinen, jene, die großen Theils die Kopien anfertigen. Jede Kopie weicht daher vom Originale ab, an genaue Wiedergaben vergangener Kunstwerke ist nicht zu denken, vielmehr sind Kopien dann sogar selbst eigen gefärbt, wenn sie von unselbständigen Kopisten hergestellt sind. Dennoch kann man von wissenschaftlichen, besser gesagt: von

relativ wissenschaftlichen Kopien reden, jedoch nur, um sie in Gegensatz zu künstlerischen zu bringen. Wissenschaftlich sind Kopien danach dann, wenn ihre Urheber bestrebt waren, das etwa vorhandene eigene Künstlerthum während der Arbeit so weit wie möglich auszulöschen, während künstlerische Kopien die sind, deren Autoren während der Arbeit sich dem Joch des fremden Künstlers nicht oder nur zum Theil gebeugt haben. Noch vor einiger Zeit hat man wissenschaftliche Kopien recht hoch gehalten; Graf Schack hat seine bekannte Sammlung von Wiedergaben einzelner Gemälde älterer Meister in der Hoffnung, daß sie objektiv wären, zusammengebracht und in ähnlicher Weise ist von Herman Grimm ein umfassenderes Projekt gehegt worden, von den bedeutendsten Kunstwerken, die jemals geschaffen worden sind, Kopien herstellen zu lassen und sie in einem Museum zu verräumen. Unsere Zeit denkt von solchen Kopien erheblich geringer: wir schätzen nur noch Kopien, die nicht wissenschaftliches, sondern künstlerisches Interesse haben; die von Künstlern, die ihre Persönlichkeit nicht unterdrücken konnten oder mochten, angefertigt sind. Wir schätzen Kopien nur noch, wenn sie untreu, nicht mehr, weil sie treu sind. Unter den untreuen, den künstlerischen, mögen wir allerdings die lieber, die aus einem verhältnißmäßig großen psychologischen Eindringen oder mit dem Glück einer geistigen Verwandtschaft zwischen dem Autor des Originals und dem der Kopie entstanden sind; wir lieben die leidenschaftlichen Kopien mehr als die unleidenschaftlichen, aber unter den leidenschaftlichen am Meisten die, die es mit Maß sind.

Das Heldenzeitalter der leidenschaftlichen Kopie liegt in der Vergangenheit. Rubens war ein solcher freier Kopist. Er hat Mantegna kopirt: seine Individualität floß mit der des alten Italieners zusammen, wie sich zwei Ströme vereinen, Rubens als der Hauptstrom, der den Nebenstrom aufnimmt. Er überfluthet, bedeckt ihn. Den strengen, gemessenen, mit Kleist zu reden: „wie die Antike starren“ Stil Mantegnas wandelt er um zu etwas, man weiß nicht, Jovialem. Eine stürmende Lebhaftigkeit, ein etwas banales, brausendes, sich gleichbleibendes belgisches Pathos, das ohne viel Inhalt ist, nimmt von der von echter Lebendigkeit erfüllten, jedoch in zurückhaltender Art sich gebenden Welt Mantegnas Besitz. Was von Mantegna geschaffen worden ist, muthet heute modern an, die von Rubens stammenden Nachbildungen wirken antiquirt; dennoch wird man das Genie der Unbefangenheit bewundern, mit welchem in seiner riesenhaften Begabung der Blaame die Arbeit Mantegnas wiedergegeben hat. Lieber freilich wird man die Kopien sehen, die er nach Tizian gemalt hat, der ihm, was die Epoche betrifft, näher stand.

Gespannter aber als auch die Kopien nach Tizian, in denen noch immer Rubens Alles zu seiner Seite hinüberzieht, wird der modern empfindende Mensch Kopien von Delacroix betrachten. Dieser französische Maler hat

gerade Rubens kopirt; Rubens war das Vorbild seiner Schaffensweise. Mit einer psychologischen Feinheit, die auf dem Grunde der Vergötterung erwuchs, eignete sich Delacroix Rubens' Bilder beim Kopiren an. Wenn er in einer Hingabe versuhr, wie sie Rubens nicht geübt hat, so hängt Das sicherlich damit zusammen, daß Delacroix eine kleinere Persönlichkeit war als Rubens. Es kann außerdem auch damit in Verbindung gebracht werden, daß Delacroix einer Epoche angehört, in der die Menschheit um Vieles reifer, müder, älter geworden war. Doch besaß er noch, dieser Romantiker, dessen vehementes Feuer uns jetzt fast unbegreiflich ist, eigene Individualität genug, um dem Vorbild gegenüber nicht zur Sklaverei herniederzusenken. In Bedächtigkeit und mit Gerechtigkeit zeigt er von Rubens fast Alles, von sich selbst noch einen Rest des eigenen Temperamentes; und um dieses Etwas willen schägen wir seine Kopien.

Und eben so interessant erscheinen uns die Kopien von Degas.

Degas hat sie zum Theil auswendig nach ihm nahestehenden Künstlern, wie Holbein und Ingres, auch nach ihm ferner stehenden Malern, wie Sir Thomas Lawrence, den er mehr zum Amusement kopirt hat, gemalt. Anziehend ist es, Degas und den fremden Künstler zu verfolgen, wahrzunehmen, wie fein der Zweite gesehen und wie doch der Erste zu Wort gekommen ist; man verliebt sich in zwei Meister: in Degas und den kopirten.

Es kann übrigens nichts Merkwürdiges haben, daß Kopien eines Delacroix, eines Degas den Liebhaber fesseln, da schon Kopien von Künstlern geringerer Ordnung, wie die eines Henner und Baudry, uns anzuziehen wissen. Diese Kopien findet man in einem Saale der pariser école des beaux-arts, der den Kopien nach alten Meistern, zum größten Theil der italienischen Schule, gewidmet ist. Die mit dem prix de Rome gekrönten Schüler haben in diesem Raum in einer Menge von überflüssigen, „wissenschaftlichen“ Kopien gezeigt, wie sie sich den alten italienischen Meistern, ohne einen Blutstropfen in den Adern, genähert oder zu nähern gesucht haben. Unter diesen toten Werken fallen die Kopien von Baudry auf. Baudry war zwar ein etwas kleiner Künstler, aber eine Natur. Die Sibyllen Michelangelos sind von ihm, als er daran ging, sie zu kopiren, sozusagen kriegt worden. Eine moderne Grazie, eine pariser Delikatesse, überhaupt „Delikatesse“ ist in ahnungslosem befreienden Mißverständnis über die gigantische Formenwelt Michelangelos gebreitet worden. Michelangelo ist en rose gesehen; es ist grauig, die Kopien zeigen aber einen Anfsatz zum Leben, — und zu der komischen Wirkung, die beinahe von ihnen ausgehen könnte, kommt es nicht, weil mit der Naivetät ein außergewöhnliches Können Hand in Hand geht. Wirklich schön aber ist die Kopie Henners. Dieser Maler, der, als er jung war — er hat das Unrecht gehabt, alt zu werden und noch

zu malen —, malerische Tüchtigkeit, Solidität und jenen Schmelz besessen hat, der jetzt die einzige Eigenschaft bildet, die ihm geblieben, ist aus dem Elfaß; möglich, daß er etwas nachbarlich mit Holbein empfand; gewiß ist, daß seine Kopie eines holbeinschen Porträts in der école des beaux-arts eine vorzügliche, treue und zugleich persönliche Leistung ist.

In Deutschland hat sich als Kopist nach verwandten Künstlern außerordentlich Liebermann hervorgethan; in seinen Kopien nach Frans Hals und Manet ist er ein Kopist, was Treue anlangt, und wieder kein Kopist. Franz von Lenbach ist bei diesem Aufzählen zu nennen als Derjenige, der in seinen mit Recht berühmten Kopien weniger durch das persönliche Element als durch die malerische Schönheit Außerordentliches für die Wiedererweckung einer verloren gegangenen malerischen Kultur that; er war dafür prädestinirt; er erfüllte eine historische Nothwendigkeit.

Lenbach hat die Kulturarbeit, die mit der Ausführung der Kopien verbunden war, längst erledigt. Die Folgen selbst schon, die diese Kulturarbeit haben mußte, liegen hinter uns und gehören der Geschichte an. Nur ganz gelegentlich, nur, wenn etwas Besonderes auf ihrer Fährte liegt, das mit ihren intimen Wünschen übereinstimmt, kopiren noch die Maler. Jetzt aber hat der Verschönerungsverein zu Elberfeld es unternommen, ein hübsches Werk — feins, dessen Kopie man in einer Galerie mehr oder weniger unschädlich machen könnte und verstecken, ein Werk vielmehr von großer Ausdehnung, das einen öffentlichen Platz beherrscht — kopiren zu lassen, eine Skulptur: den trientiner Neptunsbrunnen. So schön, daß er einem Herman Grimm die Sehnsucht eingegeben hätte, ihn abformen zu lassen, ist der Neptunsbrunnen nicht; doch kann nicht bestritten werden, daß, wenn man einen heute lebenden Bildhauer beauftragt hätte, ein Denkmal, das dem trientiner Neptunsbrunnen ähnlich sein sollte, herzustellen, dessen Entwurf unzweifelhaft schwächer geworden wäre als selbst die Denkmalkopie ist: das Kopirenlassen war ohne Zweifel besser. Hauptsächlich fragt es sich aber, die Schönheitfrage bei Seite gelassen, ob ein Denkmal, das Tritonen zeigt, die mit Muscheln versehen sind, das Seerosse, Delphine, Putten und an der Spitze einen Neptun mit einem Dreizack und Alles in den Formen des Barockstils zeigt, in irgend einer Weise mit den Einwohnern von Elberfeld in Verbindung steht und sich dem Plage, auf den sie dies Monument stellen, anschließt. Konnte ein Denkmal, das im Jahre 1769 in Trient mit der Voraussetzung einer lebensvollen italienischen Bevölkerung errichtet wurde, in Elberfeld im Jahre 1901 wiederholt werden? Das ist die Frage. War es aber für Elberfeld und den Platz nicht passend, so ist es ein der Stadt aufgeklebtes Ornament und wirkt so zufällig, wie wenn eine Stadtverwaltung — angenommen, daß Deutschland keine Fehde mit China und also nicht den

mindesten Anlaß gehabt hätte, sich um chinesische Kunst zu kümmern — auf den Einfall gekommen wäre, einige malerische chinesische Fahnen auf irgend einen Platz zu stellen, oder als ob wir — um von einer barocken zu einer romanischen Phantasie zu schweifen — gegenüber einer Kirche, die ohne Grund einen fernliegenden romanischen Baustil aufweist, unter romanisch stilisirtem elektrischen Lichte Kaffee tränken.

Noch speziell auf dem elberfelder Plage war aber dieses Denkmal eine Unthat, wo vor ihm ein neues Rathhaus in einem Stile stand, der der Uebergangsperiode von der Gothik zur deutschen Renaissance angehört, während von hinten her die Front eines neuen Theaters in den Formen der italienischen Renaissance hergrüßte; endlich haben die Häuser des Platzes, die einzigen Werke, die hier Stil — Das heißt: ihren Stil — haben, eine Bauart von nüchtern bürgerlicher Alltäglichkeit.

Als dieser Brunnen errichtet worden war, erhob sich die Einwohnerschaft von Elberfeld. Katholiken und Protestanten, an der Nachtzeit Anstoß nehmend, richteten Eingaben an die Stadtverwaltung, um die Entrüstung darüber auszudrücken, daß man auf öffentlichem Plage Bildwerke ausstelle, die geeignet seien, das Sittlichkeitsgefühl des Volkes zu verletzen; die Geistlichkeit nahm Stellung. Der Verschönerungsverein hat Schuld. Er hätte aus Erwägungen, die mit denen der Wortführer der Bewegung nicht identisch sind, nicht auf die Idee kommen dürfen, das trientiner Denkmal nach Elberfeld zu verpflanzen. In dem Wunsch nach einer Vertheidigung des Monumentes erklärte der Bürgermeister, daß die darstellende Kunst lediglich den Gesetzen der Natürlichkeit und der Schönheit unterworfen sei: man muß um eben dieser Gesetze willen sagen, daß die Bevölkerung Recht hat.

In seinem Buche „Die Renaissance im Kunstgewerbe“ führt van de Velde in ein Zimmer ein, das von Widersprüchen in seinem Stile voll ist. Er schildert, wie die meißner Porzellanfigur ihre Liebesgeschichte dem weißen Eisbärenfell erzählt. Dieses wieder entgegnet, indem es Unterhaltungen aus seiner Polargegend beisteuert. Die Löwenköpfe, die auf dem Rücken einiger Möbel angebracht sind, erzählen, warum sie Ringe im Maul halten müssen, den gipfernen Sphinxen, die mit ihren ausgebreiteten Flügeln die Decke tragen. Diese wiederum geben den Löwenköpfen Räthsel auf. Auf einem Bilde an der Wand tollen Amoretten, auf einem zweiten schreien Valküren, in einem Käfig zwitschert ein Kanarienvogel.

Van de Velde geht an dieser Stelle seines Buches zu weit. Man begreift nicht, warum die meißner Porzellanfigur und das weiße Eisbärenfell nicht zusammenpassen sollen — etwa wegen der Entfernung der Ursprungsorte? Aber Austerlitz, Holland, natives, Ostende und die aus dem Süden stammende Citrone? Oder gar Caviar, russisches Produkt, und Ci-

trone? Will van de Velde den Citronensaft vielleicht im Dunkeln zu Ausern und Caviar mengen? Und chinesische Vasen? Empfiehlt er nicht, er selbst, ostasiatische Vasen für westeuropäische Einrichtungen? —; aber im Ganzen hat er Recht. Mit seiner Erzählung will er nachweisen, daß die Klänge eines zu viele Anregungen umfassenden Wohngemaches unseren Rhythmus entsachen. Wir würden verrückt, fürchtet er. Man kann die Theorie von einem erträumten Wohnzimmer auf das reale Stadtbild von Elberfeld übertragen und sagen, daß die drei Monumente in Elberfeld, die nicht zusammengehören und nicht an diesen Platz gehören, ein Konzert ausführen, gegen das gehalten das des von van de Velde geschilderten Zimmers ein Kinderspiel ist. Zu der Kakophonie tragen alle drei Monumente bei, die schrillsten Töne aber giebt das neueste Monument, da wir an die Sprache des neuen Rathhauses — Uebergangsstil von der Gothik zur Renaissance — und die des Theaters — italienische Renaissance — durch Geschichte und Uebung mehr gewöhnt sind. Der Verschönerungsverein hat, als er den Barockbrunnen aufrichtete, sich eine schöne Gelegenheit entgehen lassen, seines Amtes zu walten.

Was macht eine der hübschesten Städte Deutschlands, Freiburg im Breisgau, auch in seinen Denkmälern anziehend? Die absolut geschlossene Wirkung. Die Einheit, die sie mit der Stadt bilden. Das kann man freilich nicht aus dem Boden stampfen. Muß man aber das Gegentheil thun? Man denke sich London in einem seiner charakteristischsten modernen Theile, die sich rundende Regentstreet, von Piccadilly-Circus aus gesehen. Man kann diesen Theil häßlich finden, gemein, was man will: er ist doch zwingend, er drückt Etwas aus, er ist londongemäß, er drückt das englische Leben aus. Nun, man denke sich, ein Verschönerungsverein plane, hierher eine Kopie einer Sophoklesstatue zu setzen. Wäre es nicht entsetzlich, eine Blasphemie? Nicht gegen die Statue eine Blasphemie, aber gegen die Straße? Ist diese Straße nicht, wie sie ist, geworden, alltäglich, festlich, trivial, wunderschön im Sinne von durchaus kongruent dem heutigen Begriff vom Dasein von London, — und da soll in sie hinein etwas meinethwegen Feines und Gutes, aber Ausländisches und Früheres, kurz, Fremdes? Hat man denn keinen Respekt vor der aus sich hervorgegangenen Straße? Ist sie nicht ein Monument in sich? Und in sie hinein ein früheres Monument? Das soll historischen Sinn zeigen? Das zeigt unästhetischen Sinn. Nun ist freilich Elberfeld nicht London; aber das Denkmal, das nach Elberfeld kam, auch nicht einmal nach einer Antike. Wäre Das der Fall! Wäre eine Kopie nach der Antike in Elberfeld etwa vor ein träumendes Gymnasium gestellt worden, auf einen Platz, den alte Schulmänner mit langen schwarzen Röcken, in silberweißem Haar beschreiten, auf dem keine Wagen fahren, auf ein Pflaster, zwischen dessen abgebrauchten Steinen Gras hervorsproßt, so unbenuzt ist der

May, — man würde hier eine Kopie nach einer Antike begreifen; Treibhauskunst, würde man rufen; es würde hier keine Sprache gesprochen werden, die eine Sprache des Lebens ist, wohl aber eine des Gymnasiums, eine tote Sprache, immerhin Etwas; eine Sprache, die sich in einem Widerstande zum Leben befindet und in Folge Dessen lebt; aber ein Barockbrunnen mit einem Reptun spricht nicht einmal eine Kontrastsprache, er sagt etwas Spezielles, von einer Kultur, die nicht mehr gehegt wird, die nie in Elberfeld gehegt wurde und dort nicht einmal gelehrt wird. Konnte man Das Elberfeld zumuthen? Zwar ist sein Boden weniger empfindlich als der von London, er bietet nicht so viel, nicht so viel Vergangenheit, nicht so viel Gegenwart, nicht einen so ausgeprägten Charakter, nicht eine so ausgeprägte Schönheitsform, aber jede Stadt, auch die geringste, auch eine noch viel kleinere Stadt als Elberfeld, hat ihren Charakter, dem nicht wegethan werden darf, dem nichts zugemuthet werden darf, ohne daß man sich gegen die Gesetze der Schönheit verkehle; man darfte auch eine, wie Elberfeld, nicht hervortretende Stadt nicht mit einer Allerkopie überfluthen. Ein Denkmal soll sich aus der Stadt hervorbilden; es kann nicht von außen in sie hineinversetzt werden. Der Widerspruch der elberfelder Bevölkerung beweist es diesmal.

Als sich in Paris ein Widerspruch gegen das Balzacdenkmal von Rodin regte und zu einer Empörung führte, die die Errichtung des Denkmals verhinderte, da hatte es die Möglichkeit gegeben, daß man sich zwischen einigen Meinungen entscheidungslos hin- und herwand. Die Einen unter den Rodinfreunden meinten: man könne das Denkmal nicht errichten; es würde ein zwar moderner, toter Buchstabe auf einem öffentlichen Plage sein, sobald Menschen daran vorübergingen, die in der Mehrzahl nicht empfinden würden, daß hier etwas Schönes sei. Ein Denkmal müsse verstanden werden; sonst sei es nicht etwas inmitten des Plazes, auf dem es steht, Lebendes. Die anderen Rodinfreunde aber sagten: Was nicht ist, kann noch werden; das Volk muß nicht nur, es kann auch gebildet werden. Dann wird es die Statue begreifen; diese wird dereinst und vor dem selben Publikum triumphiren, das Richard Wagners Tannhäuser auspiff. Und es gab noch eine dritte Partei, die sagte, es wäre ihr nicht sicher, ob Rodins Werk für jedes Licht, für das wechselnde Licht des freien Tages gut sei. Man konnte bei dem Balzacdenkmal von Rodin verschiedener Meinung sein. Bei dem elberfelder Monument muß man positiv sagen: Es paßt nicht an diese Stelle. Bei dem elberfelder Monument bedarf es keines Ausblickes in die Zukunft, keines mehr oder minder ausgeprägten Prophetenvermögens; es handelt sich um etwas Feststehendes und längst Geistes.

Für den Mißgriff in der Wahl des Monumentes ist der Verschönerungsverein durch die entfachte Volkswuth bestraft genug. Wesentlich hat es ihm

an Regiffeurtalent gefehlt; er hat nicht die Schmiegsamkeit besessen, unter den vorhandenen Denkmälern das auszuwählen, das am Besten nach Elberfeld gepaßt hätte. Er hat sich, wie es scheint, von Sammlerneigungen bestimmen lassen, die, für die elberfelder Aufgabe ganz deplacirt, ihn gegen ein bestimmtes Monument, einen bestimmten Stil führten. Daß er überhaupt eine Kopie wählte, wird man unbedingt tadeln müssen — ein Original zu schaffen, mußte versucht werden —, doch wird man ihm dafür mildernde Umstände zubilligen. Das Rechte liegt bei neuen Aufgaben allerdings stets in neuer Kunst; in Vollkommenheit können neue Themen — ein Brunnenbau in einer neuen Umgebung bildet ein neues Thema — nur von neuer Kunst ausgeführt werden; mit Kopien nach alter Kunst ist daher im besten Fall ein Ungefähr, ein Allenfalls nur zu erreichen; die alte Kunst leistet dann Stellvertreterdienste und sicherlich hängt man in Zeiten gesunder, blühender Kunstproduktion Kopien nach alten Kunstwerken nicht nach und Ruskin sagt: Never encourage imitation, or copying of any kind. Das Alles mag aber der Verschönerungsverein gewußt haben. Er hing jedoch vielleicht der Vorstellung an, daß wir in einer Epoche lebten, die in monumentaler Kunst Schöpfungen, die wahrhaft befriedigend seien, selten hervorbringe ließe. Denkt man, daß möglichen Falls eine Lücke in der auf monumentale Ziele gerichteten Kunst vermuthet wurde, dann hören die elberfelder Vorkommnisse auf, nur in ihrem Kreise zu interessiren. Sie werden in unsere Nähe gerückt und durch die Verlegenheit des elberfelder Verschönerungsvereins wird eine Frage ins hellste Licht gesetzt, ob nicht etwa die moderne Kunst häufig an Aufgaben auf monumentalem Gebiete versage.

Herman Hefnerich.



Christa. *)

Es war in den Tagen des tiefen Schattens, daß ein Engel Gottes mit leuchtenden Flügeln und in wallendem, weißem Gewande in eine Stadt auf der anderen Seite der Welt geschickt wurde, die die Stadt der großen Seh-

*) Ein kleines Buch von seltsamem Reiz hat uns der Weihnachtsmann dieomal gebracht: „Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Von Hugo Salus. Umschlag und Buchschmuck von Emil Orlik“ (Wiener Verlag). Ein Buch, an dem Nießliche sich in sanften Stunden gefreut hätte und dessen poetischem Reiz, dessen feinen, hellen Gedanken auch fromme Christen ihr Ohr nicht verschließen werden. Freilich dürfen sie nicht vergessen, daß es das Evangelium eines in entgötterter Welt lebenden Künstlers, eines das Leben liebenden Dyrkers ist. Als Probe wird hier ein Fragment aus den ersten Abschnitten gegeben.

sucht genannt war. In dieser Stadt wohnte ein junges Paar in Liebe und bewußter Güte und harpte eines Kindes, das die Freude ihrer Tage sein sollte. Und der Engel trat ein bei ihnen und sagte: „Seid gegrüßt, die Ihr in Liebe und Klugheit lebt: Euch wird großes Heil zu Theil werden.“ Ein heller Glanz erfüllte das Zimmer und es war, als ob die Stimme des Engels aus einer rothen Abendwolke zu ihnen spräche. Und der Engel sprach weiter: „Seid gegrüßt und freuet Euch, denn der Herr hat Euch ausersehen, vor Euren Brüdern und Schwestern, weil Ihr in ruhiger Liebe und Güte wandelt auf Erden und weil Ihr vollendet, was er bisher den Menschen aufgetragen. Euch aber wird eine Tochter geboren werden, die Ihr Christa nennen werdet und die der Welt das neue Heil bringen soll, um dessen willen sie viel Glück, aber auch viel Leid erleben wird. Euer Haus aber wird gesegnet sein für und für; von ihm wird alles Heil ausstrahlen für beide Seiten der Welt. Denn, daß Ihr in Treue und Güte Eure Wege gewandelt, war Euren Geiste ein Wohlgefallen; Eure Tochter aber, die ich Euch verheiße, soll Euren Herzen und Euren Augen ein Wohlgefallen sein und Wohlgefallen bringen den Menschen. Schmücket das Haus mit Blumen, wenn sie geboren wird, und lasset bunte Flaggen von dem Thürmchen herabflattern, daß die Menschen ringsum froh auf Euer Haus schauen, und verkündet mit Liedern, daß ihnen das Heil geboren wurde!“

Da freuten sich die Beiden sehr über die Verkündung des Engels und thaten so, wie ihnen befohlen war. Das Kind wurde geboren und war eine Tochter; sie nannten sie Christa, wie ihnen der Engel des Herrn aufgetragen. Und sie ward gebadet und lagte, da sie die Blumen sah, und lag in der Wiege und griff nach den Rosen, die auf ihrem Bettchen lagen. Und siehe: die Rosen waren ohne Dornen, da sie danach griff, denn alle Dornen waren weiche Knospen vor ihren Fingertzen. Und es ging ein Licht von dem Kindlein aus, daß das ganze Haus davon leuchtete.

Es war zu jener Zeit Sitte, daß in den Tagen des tiefen Schattens Blinde das Land durchzogen und sangen. Denn da kein Sonnenstrahl die Augen der Blinden füllte und ihren Seelen wohlthat, ward ihr Herz vor Sehnsucht groß und sang zu bebem und klingen an und die Leute standen um sie herum und horchten ihren sehnsüchtigen Gesängen. Sie zogen in Schaaren durch das Land, und wer sie traf, nahm sie bei der Hand und führte sie zu dem nächsten Orte, daß sie vom Wege nicht abirrten. Da nun die Flagge vom Hause des Glückes flatterte und Quirlenden von duftenden Blumen aller Schönheit sich um seine Wiebel und Erker schmiegt, da lief alles Volk herbei und eine große Zuversicht war in ihnen, denn sie fühlten, daß ein Ungekanntes, Neues ihrer harre. Da geschah es, daß drei blinde Brüder, die besten Sänger ihrer Zeit, des Weges über die Felder kamen und in der allgemeinen Freude kein Mensch sich ihrer vorgestreckten Hand annahm. Sie aber schritten durch die Nacht, die auf ihnen lag, müthig vorwärts und der Älteste von ihnen sprach: „Brüder, mir ist, als ob ein goldener Strahl durch meine Lider fiele.“ Und der Zweite sprach: „Brüder, ich höre einen gewaltigen, brausenden Chor des Glückes an mein Ohr klingen und mir ist, als sähe ich die Klänge durch die Lüste wogen.“ Und der Dritte sprach: „Brüder, ich athme Wohlgerüche von Rosen und Narden und Salböl und mir ist, als ob meine Augen die Wohlgerüche sehen könnten

und Farben und Sonnenglanz.“ Da faßten sich die Drei bei ihren armen, erregten Fingern und gingen den Hören und Wohlgerüchen und Farben entgegen, ihre Seelen wuchsen in ihnen und sie stimmten einen Dreigesang an voll Sehnsucht, voll Jubel und Dankbarkeit, wie ihn vorher kein Mensch gehört hatte. Und sie gingen singend und ohne Wanken durch die Menge der festlichen Menschen, die um das Haus versammelt waren; und Vielen, die sie so wandeln sahen, kamen Thränen in die Augen, da sie die drei blinden Brüder singen hörten. Sie aber gingen singend durch das Volk und auf die schmale Pforte zu, die in das Haus führte, und gingen die Treppe empor bis in das Gemach, darin das selige Kindlein lag; und Niemand führte sie. Dort aber standen sie bei der Wiege und sangen; und ihr Gesang war Glückseligkeit und Jubel und ihrem Gesange antwortete das Volk vor dem Hause. Als sie mit dem Gesange gendigt hatten, siehe: da stand gerade über dem Hause ein Regenbogen und auf dem Regenbogen sahen tausend Engelnkinder und hielten Palmenzweige in Händen und grüßten hernieder. Drei Engelknaben aber schwebten herab und nahmen die drei blinden Sängler an den Händen und schritten über den Regenbogen mit ihnen hinauf in den Himmel.

Da fielen die Menschen vor dem Hause auf den Boden und küßten ihn und wußten, daß nun der Tag des großen Heiles gekommen war. Und sie gingen in ihre Häuser und legten Festgewänder an und salbten sich und schmückten sich mit Blumen und es war eine große Freude im Lande.

... Da Christa zwölf Jahre zählte, war sie wie ein Kind, das in Schönheit wandelt; sie war wie ein Buch voll inniger Lieder, das geschlossen ist und doch seinen lieblichen Inhalt verräth; wie eine Hand, die eine Rose in Liebe darreicht, ehe der Beglückte sie entgegen nimmt; wie der Blick des Liebenden zum Fenster empor, an dem die Geliebte erscheinen soll; wie die Erwartung der Zither, wenn sich die Finger auf ihre Saiten senken, um sie zu wecken: es war alle Verheißung in ihr und sie wußte nichts von dem Glücke, das sie verbreitete, und ging durch die Welt wie durch einen Garten und ahnte nicht, daß die Sträucher alle für sie sich mit ihren schönsten Blüten schmückten. Und sie war in den Augen aller Menschen so schön und lieblich wie nur je ein Kind in den Augen seiner eigenen Mutter.

Es war in den Tagen des seligen Sonnenscheines, daß sie Christa in den großen Tempel brachten, daß sie anbetete. Der Tempel aber war groß und dunkel und voll dumpfen Wiederhalles; und traurige Dämpfchen bebten vor den Heiligenbildern. Da fürchtete sich Christa, die voll kindlicher Freude war, und sie hatte Angst vor der Dunkelheit um sie her, also, daß sie laut weinte. Die Mutter beugte sich mild zu ihr herab und sagte: „Was weinst Du, Christa, hier im Hause des Ewigen? Fühlst Du seine Nähe nicht, da Du in seinem Hause zu Gaste bist?“ Die Leute aber, die im Tempel waren, scharten sich um sie, da sie wußten, daß die Gnade Gottes auf ihr ruhte. Da hob sie die Lider und jagte — und es war das erste Mal, daß sie vor dem Volke sprach —: „Das Haus des Ewigen ist überall, wo der Strahl seiner Sonne leuchtet. Hier ist es dunkel und traurig und draußen leuchtet der Frühling und es prangen die Blumen. Laßt uns in den Frühling gehen und die Sonne grüßen, daß es Gott ein Wohlgefallen sei: und laßt uns singen und unsere Seelen mit Sonnen-

strahlen fällen. Denn Erve Vieder, die Euch befohlen sind, auf daß Ihr sie singet, sind keine Vieder; der Schatten dieses Hauses liegt auf ihnen und beschwert ihre Flügel. Folget mir, damit Ihr Gott sehet!" Und sie wandte sich aus dem Tempel und ging dem Thore zu. Viele folgten ihr und knieten gleich ihr auf den Stufen, die aus dem Tempel führten, und waren fromm und voll Zuversicht. Da sang sie vor ihnen mit ihrer reinen Stimme; diese ward stark beim Singen und stärkte die Stimmen der Anderen, daß sie in ihren Gesang einstimmten. Und Vielen war, als ob sie früher nie gesungen hätten.

Frog.

Hugo Salus.



Selbstanzeigen.

Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben. Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften u. s. w. im Text und auf Tafeln. Leipzig, Georg Wigand 1902. (XII, 288 S.; 6 Mart.)

Zur Erklärung des Titels seien einige Sätze aus dem Vorwort vorausgeschickt: „Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hängen sie selten roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt“: dieser goethische Vers kam mir oft in den Sinn auf wiederholten Studienreisen. Viel Mühe und Arbeit kostete es, um manchen schönen verschollenen Schatz schließlich zu heben, nach dem ich mit Eifer und Bedacht, consequent und systematisch, suchte und spürte. Davon zeugen mehrere meiner Werke. Hier nun biete ich, worauf ich nicht direkt sahndete, was fast ohne mein Zutun mir gleichsam in den Schoß fiel, ja, recht eigentlich, „was ich am Wege fand“. Wanderungen durch Stadt und Land führten mich in Archive und Bibliotheken, Ateliers und Bureaux, auf Edelstiege und Pfarren, in Bürger- und Bauernhäuser, zu Gelehrten und Ungelehrten, Männern und Frauen, zu gar vielen freundlichen Familien. Forchte und fragte ich nach ganz bestimmten Dingen und Denkmälern, vornehmlich zur Lebensgeschichte Fritz Reuters, dann ließ es häufig: Wir haben außerdem Dies und Das, was wohl auch von Werth. Aber nicht nur liebe Leute lernte ich so kennen, auch traute historische Stätten, die ich treu festhielt in Bild und Wort.

Zuerst tritt die kernhafte Gestalt eines alten wackeren deutschen Kämpen aus vor Augen: Ernst Moritz Arndt, geschildert auf Grund zahlloser, bisher unbekannter Briefe und Erinnerungen durch alle Phasen seines thatenreichen Lebens. Das mitgetheilte Jugendgedicht gleich im Beginn zeigt schon die fromme, feurige Empfindung, die ihn stets besetzt hat. Portraits seiner Eltern, seiner ersten Frau Charlotte Quistorp, die ihm der Tod früh entriß, seiner zweiten Frau Hanna Schleiermacher, Schwester des Theologen, von ihm selbst in verschiedenen Altersstufen, seines Geburtshauses zu Schorich auf Rügen, seiner Wohnung zu Bonn am Rhein u. s. w. illustriren den Text. Unter den Familiensachen ist gewiß von allgemeinstem Interesse die verschollene, von mir aufgefunden eighändige Niederschrift seines berühmtesten Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Eine „Vater“ Arndt wahrverwandte Natur wird in den beiden

nächsten Kapiteln uns nahe gerückt: Heinrich Hoffmann von Fallersleben, in seinen gemüthlichen und gelehrten Beziehungen zu dem hervorragenden Bibliophilen Geheimrath von Meusebach und in seinem innigen Verhältniß zu dessen Tochter Karoline, die er als „Arlikona“ besang, die aber nicht sein Weib wurde; sie starb als Frau von Wibleben in Potsdam. Ihre, ihres Vaters und des jungen Hoffmanns Bildnisse zieren diesen Abschnitt, der auch eine Handschriftung von ihm — ein Unikum — bringt. Dann folgen vier Charakteristiken zu Ehren von Ludwig Beckstein, Heinrich Kruse, Johann Meyer und Heinrich Burmeister. Der zuletzt genannte plattdeutsche Schriftsteller erweckt besonders noch durch sein tragisches Ende unsere Theilnahme. Fürst Bismarck fand Gefallen an dem Roman „De Naverstüd“ (Nachbarleute) dieses Lauenburgers, aus dessen Nachlaß ich eine köstliche, wahre Geschichte, „Bismarck und die lauenburger Bauern“, veröffentlicht habe. Dies leitet hinüber zu dem Altreichskanzler, zu einer Untersuchung über seine Beherrschung der niederdeutschen Sprache, der er oft und gern sich bediente, und zu seiner Vorliebe für Fritz Reuter. Hierzu hat Franz von Venckebach ein seinen Mappen entnommenes, noch unbekanntes Pastellbild vom Fürsten Bismarck gespendet. Als Seitenstück dazu erblicken wir ein gleichfalls bisher noch nicht vervielfältigtes Portrait Reuters nach einer Meißnitzzeichnung von Theodor Schloepke. Aus meiner Vaterstadt Lübeck biete ich neue Mittheilungen über den Stadtkommandanten Grafen Ehasof, den einstigen Jugendfreund Friedrichs des Großen, mit Abbildungen, über den Dichter Emanuel Geibel und seine Jugendliebe Cäcilie Wattenbach, ebenfalls mit Konterfeis aus ihrer Mainzzeit, und zwei Skizzen: Lübecks Kaiserthor und Lübecks Rathhaus und Rathsfelder. Kulturgeschichtlich von Werth ist wohl die Schilderung der uralten pommerischen Kirche zu Hoff, durch die Wogen der Ostsee jetzt vom Erdboden gespült, kunstgeschichtlich der Beitrag über den Komponisten Heinrich Marschner.

Vielleicht darf ich zum Schluß wieder Etwas aus dem Vorwort citiren: „Mögen die sechzehn Essays, Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben, mit Vergnügen gelesen und betrachtet werden. Wenn, was ich am Wege fand, wieder seinen Weg findet in die Häuser und Herzen zahlreicher deutscher Familien, in Heimath und Fremde, so wäre ich am Besten belohnt dafür, daß ich das Wegekraut zum Kranze wand.“

Professor Dr. Karl Theodor Gaederg.



Stefan George. Mit Zeichnung von Kurt Stoeving. Georg Bondi, Berlin.

Nicht, um völlig Fernstehende aufzuklären, sind die folgenden Betrachtungen über Stefan George entstanden. Den Vielen werden meine Erläuterungen eben so fremd bleiben wie das zu Erläuternde. Jene Schicht wollte ich gewinnen, die, obwohl sie innerlich Theil hat, durch unverständene Ceremonien abgeschreckt, zwischen Verwunderung und Scheu verharret. Ich durfte daher Voraussetzungen machen und die physiognomielos redselige Umständlichkeit meiden, die in philosophischen Schriften für „Marxheit“ gilt. Ueber den Inhalt sei vorausgeschickt, daß meine Gedanken von dem Impulse geleitet waren, die im bildnerischen Einzelweisen wirksamen allgemeinen Grundkräfte zu erfassen, durch die es zwar zum scheinlosen Tropfen großer Geistesströme vermindert, aber auch erhöht wird zum Körper des Alls. Dämonische Neuerungen und persönliche Anlagen — zwei

von früheren Betrachtern erwogene Seiten — lockten mich nur in dem Maße, wie sie auf jene Mächte wiesen; und selbst bedeutsame Züge blieben unerörtert, sofern sie unsere Einsicht in die überpersönliche Sphäre nicht erweitern konnten.

Dr. Ludwig Klages.

◆
Fremdes Glück. Eine venetianische Novelle. Hermann Seemann, Leipzig.

Den psychologischen Kern dieser Novelle bildet die Frage: ob wir berechtigt sind, unsere Hand nach fremdem Glück auszustrecken, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu bietet. Und die Problemlösung stellt sich energisch der brutalen Insinuation der nießsüchtigen Herrenmoral entgegen. Im Uebrigen bieten mir die lebhaften Debatten der jungen Künstler, die die Träger der Handlung sind, Gelegenheit, den heute tobenden heftigen Kampf der Kunstströmungen zur Darstellung und zum Austrag zu bringen.

Leipzig.

Heinrich von Schöler.

◆
Der Heide. Blätter für religiöse Renaissance. (Vierteljährlich 1,25 Mark).
Berlin W. 35. Karlsbad 15.

Wie alle Dinge, so sind auch die Formen der Religion der Veränderung und Entwicklung unterworfen; und so sehen wir, wie im Verlauf des Kulturprozesses religiöse Systeme werden, herrschen und vergehen; eine Erweiterung der Erkenntniß, eine Vertiefung des Gefühles oder sonst einen psycho-physiologischen Fortschritt der Menschheit als Erbe hinterlassend. Aber zwischen den in sich abgerundeten religiösen Bildungen, zwischen je zwei einander folgenden Religionen liegen Zeiten der Leere für das religiöse Gefühl der Allgemeinheit. Zeiten, die die Aufgabe haben, das Ueberflüssige der alten Religionbildung völlig abzustreifen, den werthvollen Rest aus ihr zu sondern und diesen Rest, zugleich mit den Keimen der neuen Bildung, fortzuhalten und zu pflegen. In einer solchen Zeit des religiösen Ueberganges, der religiösen Leere, leben wir heute. Die Masse, noch lose am Alten hängend, die zarten Triebe des Neuen nicht sehend, durchlebt diese Zeit, religiös tief unbefriedigt, doch unbewußt des Schauspiel, das auf dem Weltentheater die Kultur den feineren Adipen bereitet. An sie nun, an die Gebildeten, wendet sich der „Heide“, an sie, die mit Bewußtsein dies merkwürdige Zeitalter zu durchleben bereit sind. Nur skizzenhaft kurz, doch so, daß die großen Zusammenhänge der Kulturentwicklung klar hervorspringen sollen, durch kulturgeschichtlich psychologische Analyse der religionsgeschichtlichen Erscheinungen, durch Charakteranalyse und Darstellung der Persönlichkeitentwicklung großer Christen (Thomas von Kempfen, Calvin, Pascal, Fr. Leopold Graf Stolberg, Kierkegaard, Tolstoj) und Antichristen (Machiavelli, Montaigne, Luther, Shakespeare, Voltaire, Heine, Richter, Goethe, Heine, Feuerbach, Stirner, B. Bauer, Nietzsche), durch Epigramme und novellistische Beiträge will er das Abendroth des Christenthumes, die Morgenröthe des noch Unbenannten den im Dunkel der Skepsis, den im unklaren Zwielicht religiöser Halbheit Lebenden warnend, hoffnungsvoll hinweisend, zu zeigen versuchen. Nicht aus kalter Ueberlegung, sondern aus ernstem inneren Erleben geboren, will er zum Verstande wie zum Herzen reden.

Max Freiherr von Münchhausen.

◆

I. Römische Reminiscenzen und Profile. Zweite Auflage. **II. Moderne Staatsmänner.** Biographien und Begegnungen. Zweite Auflage. Berlin 1901. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Auch das zweite der hier angeführten Bücher handelt zum Theil über Italien. Hervorragende Figuren des Staatslebens, wie Crispi, Graf Rigny, Visconti-Venosta, Zanardelli, Rubini, Baccelli, sind darin gezeichnet. Deutsche Leser werden vielleicht mit einiger Theilnahme in dem Kapitel über Rigny geblickert haben, da es in die bewegten pariser Tage von 1870 zurücktaucht, als der jetzt in Wien akkreditirte Botschafter Gesandter bei den Tuilerien war. Doch auch Graf de Launay, der nun verstorbene berliner Botschafter, hat in Jahrzehnte langem Weilen in der deutschen Reichshauptstadt genug Erinnerungen zurückgelassen, um Anspruch darauf zu haben, in einem kurzen Kapitel wiedererweckt zu werden. Manchen der in den beiden Büchern vorkommenden Persönlichkeiten durfte ich näher treten; und so sind meine Schilderungen nicht selten Erlebnisse. Des Schönfärbens habe ich mich möglichst zu enthalten gesucht. Ich sage auch nicht: *De mortuis nil nisi bene*, sondern lieber: *Nil nisi iuste*. Auch den Lebenden gerecht sein! Eher aber noch ihnen als den Toten *nil nisi bene*. Ich sage also offen: Die Lebenden habe ich mit mehr Rücksicht behandelt als die Toten. Das erste Drittel der „Römischen Reminiscenzen“ enthält auch zwei jetzt stets vielgenannte Männer: Theodor Mommsen, der doch, wenn er auch in Charlottenburg lebt, ein römischer Adler ist, und den Grafen Bülow. In meinem ersten Buch ist Bülows römische Zeit beschrieben, in meinem zweiten seine sonstige Vergangenheit. Der Abschnitt „Deutsche in Rom“ umfaßt auch die Gestalten Schlözers und des Cardinals Hohenlohe, die nicht nur räumlich, sondern auch politisch einander nah waren. Doch auch andere Deutsche habe ich in römischen Rahmen hineingestellt, wie Johannes Brahms, den Kohnfahrer, Malwida von Meysenbug, seit Degennien eine Deutsch-Römerin, und Joseph Kopf, den Bildhauer, der nun seit fast einem halben Jahrhundert Rom zur zweiten Heimath hat. Mein erstes Buch ist also nur zum Theil ein politisches. An vielen den Deutschen lieben Stätten werfe ich die Politik ganz über Bord, so auch in dem Kapitel „Villa Falconieri bei Frascati“, für deren Bekanntheit unter den Deutschen Paul Heyse und Richard Voß gesorgt haben. Das zweite, „Moderne Staatsmänner“ betitelte Buch ist freilich mehr politischer Natur. Deutsche, russische, englische und italienische Staatsmänner sind darin dargestellt. Das Kapitel über Pobedonostzew, unseren berühmten, so viel geschmähten Zeitgenossen, hat die „Zukunft“ gebracht, ehe mein Buch in die Oeffentlichkeit kam. Von Lebenden unter den Engländern behandle ich Salisbury und Rosebery, doch am Eingehendsten von Allen den nun verstorbenen Gladstone; von ihm ist ein Schreiben an mich aus den letzten Monaten seines Lebens angeführt, das als ein mahnendes Dokument von den Italienern angesehen sein mag, auf daß ihre Politik nicht in Großthun oder, wie Jacini es mit Bitterkeit nannte, *Megalomania* ausarte. Und so ist mir denn auch das Kapitel Gladstone zu einem Stück England in Italien geworden, denn Italien kenne ich nun einmal weniger schlecht als andere Länder.

Wien.

Sigmund Münz.

Das Wirthshaus der Zukunft.

Der preussische Landtag wird in der nächsten Session die Lex Douglas zu berathen haben, und da Graf Douglas zu seinen Anträgen die Zustimmung zahlreicher Mitglieder der stärksten Fraktionen sich bereits gesichert hat, so kann er für seine Bekämpfung der Unmäßigkeit eine bessere Aufnahme erwarten, als sie das Trunkucht-Gesetz im Reichstage bisher gefunden hat. Es ist deshalb wohl an der Zeit, das Verhältniß der Gesetzgebung zu der Qualität der Wirthshäuser zu betrachten. Denn daß die Ausbreitung der Trunkucht namentlich auch von der Beschaffenheit der Trink- und Erholungstätten abhängig ist, wird auch Der nicht bestreiten, der den eigentlichen Nährboden des Trunkucht-Bazillus anderswo gefunden zu haben glaubt.

Ehe unsere Politiker über Wirthshausgesetze berathen, sollten sie eigentlich eine große Bier- und Kaffereise durch ganz Europa machen. Erst dann würden sie den rechten Muth zu kräftigem Zugreifen bekommen; sie würden die große Lehre: „Es geht auch anders“ nicht wieder vergessen und ihre Zeit nicht mit kleinlichen Philisterfortschritten oder Philisternudgeseien verlieren. Doch die Epoche, wo man nicht Parlamentarier und Verwaltungsbeamter werden darf, ehe man durch drei Monate Ausland seinen Gesichtskreis erweitert hat, liegt noch fern.

Ich beginne mit dem Wohlbelibigten, mit Polizeimeinregeln. Warum sind sie jetzt so verhaßt? Namentlich, weil unsere Behörden sich noch nicht entschließen konnten, überall mit gleichem Maße zu messen. Nehmen wir die Polizeistunde. Es ist selbstverständlich, daß jeder anständige Wirth am liebsten um zehn oder elf Uhr sein Haus schließt, um zu Bett zu gehen oder sonst ein freier Mensch zu sein. Das längere Ausbleiben in der schlechten Luft schadet seiner und seiner Leute Gesundheit; und der Gewinn, den er an den paar ausdauernden Skatbrüdern noch hat, reicht oft nicht hin, um die Beleuchtung zu bezahlen. Das Publikum hat aber vom nächtlichen Kneipen noch weniger Vortheil; den Wenigen, die sich um elf Uhr noch nicht satt getrunken haben, stehen die Vielen gegenüber, die ein Recht auf Nachtruhe in den Straßen und Nachbarhäusern haben. Wir sprechen so viel von Hygiene; giebt es denn eine größere hygienische Wohltäterin als die erquickende Nacht mit ihrer Ruhe für Leib und Seele? Wer ein Attentat auf die Nachtruhe macht, ist unser Feind, und wer die Nacht zum Tage zu machen strebt, ist noch mehr sein eigener Feind. Aber trotz ihrer guten Begründung ist die Polizeistunde verhaßt und wir haben vor einigen Jahren erlebt, daß die gute Stadt Münster beinahe rebellirte, daß auf dem Marktplatz die Oberlehrer und Assessoren mit den Schlächtergejellen gemeinsam „Freiheit, die ich meine“ sangen, weil man sie früher als bisher von den Biersteyfen heimtschicken wollte. Man war eben wieder so ungeschickt gewesen, die Sache zu einer lokalen zu stempeln und sie als polizeiliche Bevormundung erscheinen zu lassen; natürlich wollten die Münsteraner eben so viel Recht haben wie die Danabrücker oder Dortmunder. Solche Gesetze müssen sich über ganze Länder erstrecken, dann fällt das persönliche Odium für lokale Beamte weg. Solche Gesetze müssen auch nicht von gestrengen Bureaokraten der unvernünftigen Menge vorgeschrieben werden, sondern man muß dem Volke die Möglichkeit geben, sich solche Freiheitbeschränkungen freiwillig aufzuerlegen. Es mag dem

Philister und dem Regierungsrath vielleicht undenkbar erscheinen, daß die Einwohner der Städte über Dergleichen abstimmen und dabei zu vernünftigen Beschlüssen gelangen könnten; aber wer Das dem deutschen Volke nicht zutraut, erklärt es für ungebildeter und unverständiger als die Norweger oder die Amerikaner; auch wird er uns nicht sagen können, weshalb ein Volk, dem die schwierige Aufgabe, die rechten Männer in den Reichstag zu schicken, anvertraut werden konnte, noch zu unreif sein sollte, um über Wirthshausangelegenheiten des Bezirkes zu beschließen. Heute gelten die Polizeistunde und ähnliche Bestimmungen einfach als Polizeisittungen; und sie sind vielfach auch. Unsere Wirthe empfinden es mit Recht bitter, daß sie einzeln von dem Wohlwollen des Polizeidirektors, Polizeileutnants, Polizeiwachtmasters und Polizeiergeanten abhängig sind, daß sie nicht selten sogar die unteren Erberufse schmieren müssen. Sie bemerken ingrimmig, daß der Geschäftspatriot besser behandelt wird als Einer, der seinen Saal den Arbeitern zu Versammlungen hergiebt. Sie würden es ganz anders aufnehmen, wenn für alle Wirthe in ganz Preußen oder Bayern gleiche Bestimmungen erlassen würden; und dann könnten diese Bestimmungen auch viel schärfer sein als die heutigen. Es wäre durchaus möglich, alle Restaurationen von elf Uhr abends bis sechs Uhr morgens zu schließen und den Verkauf geistiger Getränke bis elf Uhr vormittags zu unterdrücken; die preussische Regierung würde deshalb nicht gekränkt und die Wirthe würden sich sehr bald aufrichtig bedanken; der Volksgesundheit könnte aber gar kein besserer Dienst erwiesen werden. Auch ist es in Deutschland eben so gut wie in Norwegen möglich, Allen das Verkaufen und Schänken von Branntwein vom Samstagabend acht Uhr bis Montag Mittag ganz zu verbieten, und ein solches Verbot hätte viel mehr Sinn als die Duldung zahlloser Gewaltthätigkeiten, die gerade in diesem Theil der Woche dem Branntweingenuß zuzuschreiben sind. Es wäre gerecht und wohlbegründet, wenn allen Kaufleuten der Kleinhandel mit Branntwein entzogen würde, der heute dem Einen gestattet, dem Anderen verboten ist. Es ist auch nicht nöthig, daß bei Rekrutenaushreibungen und Reservistenentlassungen das allgemeine Besaufen auf ewige Zeiten geduldet wird; eben so ist der Schnaps- und Bierverkauf bei Feuersbrünsten noch nie zweckmäßig gewesen. Die Regierungspräsidenten von Königsberg, Köslin und Oppeln und der Landrath zu Dillenburg haben den Wirthen untersagt, solchen Personen geistige Getränke zu verkaufen oder auch nur Aufenthalt zu gewähren, die, „von der Ortspolizeibehörde ihnen namhaft gemacht, wegen Verbrechen oder Vergehen gegen die Person, gegen das Eigenthum oder gegen die Sittlichkeit wiederholt vorbestraft oder der öffentlichen Sicherheit gefährlich sind.“ Professor Karl Stoob in Wien hat in seinem berühmten Entwurf eines schweizerischen Strafgesetzes auch den Paragraphen: „Ist das Verbrechen auf übermäßigen Genuß von geistigen Getränken zurückzuführen, so kann der Richter dem Schuldigen den Besuch der Wirthshäuser für die Zeit von ein bis fünf Jahren verbieten.“ Das sind gute Ansätze, die wachsen müssen. Die Wirthshäuser und Wirthe werden durch solche allgemeine Säuberung nur Vortheil haben, natürlich nicht die Winkelwirthe und Budiker; doch deren Augenblicksinteresse darf ja nicht in Frage kommen.

Die konzeffionirenden Behörden haben größeren Einfluß auf die Beschaffenheit der Wirthschaften als die Polizei und an sie muß sich deshalb, wie an die

Gottheit, die Bitte der Wirthſche richten: Führe uns nicht in Verſuchung! Denn wo ein fünfter und ſechster Wirth zugelassen wird, wenn drei schon ausreichen, um ein vernünftiges Bedürfniß nach Bewirthung zu befriedigen, da wird für Alle die Verſuchung ſtark, Dinge zu thun oder zuzulassen, die sie entkräftet von sich weisen, wäre ihr Auskommen geſichert. Denn aus Liebe zur Unſittlichkeit, zum Spiel, zur Völlerei, zur Kneiperei der jungen Burſchen dulden die Wirthſche dieſe Dinge nicht, ſondern, um ſich gerade noch über Waſſer zu erhalten, oder, weil sie ihrem Konkurrenten nebenan oder gegenüber nichts gönnen. Es iſt deſhalb weiſe Politik, die Zahl der Wirthſchaften ſo niedrig wie möglich zu halten. Das iſt freilich ein Verstoß gegen die Gewerbefreiheit, aber die Menſchen ſind nicht wegen der Gewerbefreiheit da; und nur dort, wo sie ſich bewährt, darf sie heilig gehalten werden. Den Verkauf berauscherender und betäubender Getränke, der Armuth- und Verbrechenerzeuger, darf man nicht wie den von Brot oder Schuhwaaren Jedem überlassen, der Luſt hat, ſein Geld zu riskiren. Wo es verſucht wurde, iſt es ſtets übel abgelaufen, aber nur in wenigen Ländern war man ſo unvorſichtig, das gefährliche Experiment zu machen; namentlich machte man es im Vaterlande des Freihandels, in England, nicht, ſondern dort ertheilt man gar die Schankkonzessionen immer nur auf ein Jahr. Die Norweger haben den gefährlichen Verſuch gemacht. Als sie ſich 1814 von Dänemark getrennt hatten, wollten sie ihre neue Freiheit auch ganz genießen und gaben jedem Grundbeſitzer und jedem Stadtbürger das Recht, Branntwein zu brennen und zu verkaufen. Bald ſah man auch die Knaben mit der Schnapſflaſche herumgehen, bald ſah man an Sonntagen die Frauen betrunken an den Kirchhofsmauern herumliegen, bald kamen acht Liter reinen Alkohols auf den Kopf, also faſt doppelt ſo viel wie in Deutſchland jezt. Norwegen hat ſich von dieſem Wahnsinn längſt erholt und iſt jezt für die ganze Welt ein Vorbild der Nüchternheit geworden. Schlimm ſieht es in Frankreich aus. Von 1850 bis 1880 war dort die Zahl der Wirthſchaften nur von 350000 auf 356000 geſtiegen, 1880 wurde die Schankfreiheit eingeführt und am Ende des Jahrhunderts fehlten nicht viele an einer halben Million. Auf 85 Einwohner oder 30 Erwachsene kommt eine Schänke; in Eperbourg, Rouen und Havre kommen über 16 Liter Schnapſ auf den Kopf und das Jahr, in Paris 8 Liter Schnapſ, 196 Liter Wein, 3 Liter Apfelwein und 9 Liter Bier. Und eben ſo kann man in Belgien ſtudiren, wie gefährlich eine allzu große Zahl von Wirthſen iſt; namentlich ihre politiſche Macht iſt kaum noch zu brechen. Auch Deutſchland hat ſich von 1869 bis 1880 eine ziemliche Freiheit für das Schankgewerbe geleiſtet, nicht zum Beſten des Volkes, wie die Erinnerung an die ſiebenziger Jahre zeigt. In Preußen ſtieh in dieſer Zeit die Bevölkerung um 13, die Zahl der Schankſtätten um 38 Prozent, nämlich von 119945 auf 165640. Seit 1880 muß im ganzen Reich vor Zulaffung einer neuen Branntweinverkaufſtelle oder Schänke der Bedürfnißnachweis erbracht werden, eben ſo vor Zulaffung anderer Wirthſchaften in Orten von weniger als 15000 Einwohnern. Auch die größeren Städte können durch ein Ortsſtatut die Konzession von Bier- und Weinwirthſchaften von dem Nachweis des Bedürfniſſes abhängig machen, aber sie müſſen es nicht.

Dieſer Umſtand, daß die Städte über die Einführung und Aufrechterhaltung der Bedürfnißfrage ſelbſt zu beſchließen haben, bringt es mit ſich,

daß über ihren Werth beständig gestritten wird. Auch wer durchaus für eine starke Verminderung der Wirthschaften ist, muß die Mängel der Bedürfnistfrage anerkennen. Wer soll das Bedürfniß bejahen oder verneinen? In Norwegen oder in den Vereinigten Staaten würde man alle erwachsenen Männer und Frauen der Gemeinde darüber abstimmen lassen, aber es wird wohl noch lange dauern, ehe dieses praktische Stück Demokratie bei uns eingeführt wird. Heute haben die von den Bürgern zu allen möglichen Aufgaben gewählten Stadtverordneten in manchen Städten auch die einlaufenden Konzessionsgesuche zu beantworten und man konnte früher in München und kann heute noch in Weimar beobachten, daß dieses System nichts taugt. Diese Herren haben im Allgemeinen eine Abneigung dagegen, sich Widersacher zu schaffen, und jeder Konzessionsjucher hat ein paar Vettern und Freunde, die im Kollegium sitzen oder Einfluß haben. Meist ist die Konzessionsbehörde, in Preußen der Kreisaußschuß, Stadausschuß oder Bezirksauschuß, allerdings unparteilicher und unabhängiger, weil er nicht direkt und völlig von Wahlen abhängt, aber es bleibt immer ein Kollegium, ein Wesen ohne rechte Einheit und Konsequenz. In Dresden ist man zur „Pascha-wirthschaft“ übergegangen: man läßt einen einzigen Beamten entscheiden, was zwar gegen alle demokratischen Ideen ist, aber doch mehr System, mehr Gleichmäßigkeit, mehr Zuverlässigkeit zur Folge hat. In anderen Städten sind die Stadtverwaltungen oft deshalb zu Gegnern der Bedürfnistfrage geworden, weil sie die gerechte Entscheidung für unmöglich halten.

Die Schwierigkeit liegt in der Aufgabe, feste Vorschriften zu finden. Dr. Möller in Braunkow, der Bruder des Ministers, hat mit Recht betont, ein Bedürfniß des Publikums nach einer neuen Wirthschaft sei da vorhanden, wo die bestehenden Wirthschaften in der Umgebung oft überfüllt seien. Der Gedanke läßt sich ausbauen: ein Bedürfniß nach Wiederkonzessionierung ist da nicht vorhanden, wo die Wirthschaft in den letzten Jahren schlecht besucht war, wo sie ihre Inhaber nicht zu halten vermochte, wo ihre Inhaber zu bedenklichen Mitteln greifen mußten, um Rundschaft zu haben. Und die Konzession sollte entzogen werden, wenn der Wirth durch die Anwendung solcher bedenklichen Mittel zeigt, daß ein natürliches Bedürfniß nach seiner Wirthschaft nicht vorhanden ist. Für diese Anregungen scheint noch kein Boden zu sein, dagegen glauben viele Hochleute und Laien, ein zahlenmäßiges Verhältniß der Wirthschaften zur Bevölkerung verlangen zu sollen. Sie weisen gern auf Holland hin, wo nach der Drahtwet von 1881 die Gemeindebehörde keine Konzession erteilen darf, wenn die gesetzliche Höchstzahl erreicht ist. In Orten über 50 000 Einwohner darf nur eine Konzession auf 500, in Orten zwischen 20 000 und 50 000 nur eine auf 300 und in kleineren Orten nur eine auf 250 Einwohner kommen. 1881 gab es im Lande 43000 Schankstätten, eine auf 90 Einwohner. In den zehn größten Städten des Landes ist nach diesem Gesetz von 1882 bis 1891 die Zahl der Konzessionen von 5958 auf 5104 heruntergedrückt worden, obwohl ihre Einwohnerzahl insgesammt von 943 auf 1168 Tausend stieg; die Verhandlungen wegen öffentlicher Trunkenheit verminderten sich in der selben Zeit von 17 538 auf 11 834. Auch der Staat Massachusetts hat solche Höchstzahl der Wirthschaften: 1 : 500 in Boston und 1 : 1000 im übrigen Lande, wo sie nicht durch drittlige Abstimmung ganz verboten sind. Ontario und Neu-Braunschweig haben ähnliche Gesetze. Aber

auch in Deutschland haben wir einige Städte, die sich solche Ziffern selbst vorgeschrieben haben, zum Beispiel Rhydt 1 : 420 Einwohner, Elberfeld 1 : 300, Würzen 1 : 250, Grimmitzschau 1 : 400. Dagegen, daß die Orte nach Prüfung ihrer eigenartigen Verhältnisse an solche Ziffern gebunden werden, läßt sich wenig einwenden, aber eine genaue Prüfung der eigenartigen Verhältnisse jeden Ortes muß vorhergehen. Löbtau und Blasewitz sind Vororte von Dresden, ganz verkehrt wäre es aber, ihnen die selben Verhältnisziffern vorzuschreiben, und so ist die eine Stadt als Hafen, die andere als Garnison, die dritte als Universität, die vierte als Kurort, die fünfte als Fabrikstadt, die sechste als Markt zu behandeln. Und dann darf man nicht vergessen, daß die Zahlen ein ganz mangelhaftes Bild nur geben, weil Lokale zusammengestellt werden, die oft wenig mit einander gemein haben: der Bierpalast, der Bauerngasthof, das Grand-Hotel, die Schnapspelente, das verschleierte Bordell, die Herberge zur Grumath, das Raucherlo, die Konditorei u. s. w., sie Alle kommen unter die selbe Rubrik „Schantstätten“. Es ist beinahe so arg wie bei unserer reichsdeutschen Berufsstatistik, die vielfach so sehr ins Einzelne geht, aber uns nicht zu sagen weiß, wie viele Wirthe es in Deutschland giebt, weil sie in ihren „Beherbungs- und Erquickungs-Gewerben“ 115 verschiedene Berufe zusammenwirft, die Kostkindsplegerinnen und die Hoteliers, die Mittagstischgeber und Schnapswirthe, die Heringsbräter und Zimmervermieterinnen. Man wird schon noch, wie Dr. Müller fordert, das so vielgestaltige Gewerbe in verschiedene Gruppen trennen und jede Gruppe bei der Konzeptionierung, Besteuerung und Ueberwachung verschieden behandeln müssen.

Wenn wir zugeben, daß die Bedürfnisfrage zu vielen ungerechten Entscheidungen führen muß, so brauchen wir darum noch nicht zuzugeben, daß sie unwirksam, unnütz sei, wie viele ihrer Gegner behaupten. Nur da ist sie, wo sie schwächlich gehandhabt wird oder wo ein alter Realrechtsunfug sie durchkreuzt, wie in München, aber dafür kann die Bedürfnisfrage nichts. Sie hat doch bewirkt, daß in Preußen 1893 nur 535 Schantstätten auf 100 000 Einwohner kamen, statt 615 im Jahr 1879, in Sachsen 559 statt 692. Deutlicher sehen wir die Erfolge noch in einzelnen Städten und Kreisen. In Kassel kamen 1881 159 Personen auf eine Brauntweinvertriebsstelle, 1890 schon 216, 1893: 222; der Brauntweinkonsum fiel in der selben Zeit von 15,20 auf 8,8 Liter, während der Bierkonsum nur von 177 auf 198 Liter stieg. Im Kreise Gelsenkirchen ist die Bevölkerung von 1879 bis 1883 um 131 Prozent gewachsen, die Zahl der Wirtschaften dagegen um 20,5 Prozent vermindert. 1879 entfiel eine Gast- oder Schankwirtschaft auf 129 Einwohner, 1893 auf 369; 1879 kam eine Brauntwein-Kleinhandlung auf 4786 Seelen, 1893 eine auf 10 866. Selbst in Großstädten läßt sich mit der Bedürfnisfrage viel ausrichten; Magdeburg, Dortmund, Elberfeld, Barmen, Dresden, Leipzig, Chemnitz und Braunschweig haben gute Erfahrungen damit gemacht. Besonders sichtbar ist der Erfolg in Altona. Seine Bevölkerung wuchs von 1879 bis 1898 von 103 auf 156 000, trotzdem konnte man die Zahl der unbeschränkten Schankwirtschaften von 704 auf 436 herunterdrücken, die Zahl der auf Wein und Bier beschränkten von 218 auf 20, die der Brauntwein-Kleinhandlungen von 124 auf 78. Früher waren in der Nachbarstadt Hamburgs viele Betriebe unsittlicher Art, jetzt ist die Kellnerinnenbedienung fast ganz beseitigt. Das Statistische Amt der Stadt

Dortmund hat ein sehr nützlichcs Werk über die Gast- und Schankwirthschaften in den deutschen Gemeinden mit mehr als 15 000 Einwohnern herausgegeben: darin finden wir auch Berechnungen, auf wie viele Seelen eine Schankstättc kommt. Die Unterschiede sind stark. Sie schwanken bei den 30 Großstädten zwischen 124 (Stettin), 132 (Bremen), 393 (Düsseldorf) und 457 (Essen). Bei den Städten zwischen 50 und 100 000 finden wir 93 bei Mainz, 101 bei Fürth, dagegen 434 bei Königshütte, 500 bei Altdorf. In den Orten mit 40 bis 50 000 haben wir 98 bei Kaiserslautern und 356 bei Wülheim. In der nächsten Klasse finden wir 115 bei Worms und 944 bei Obdtau; in der folgenden 115 bei Oldenburg und 930 bei Jaborze, in der nächsten 93 bei Erlangen und 495 bei Alteneßcn und in der letzten 70 bei Sanct Johann, 72 bei Bremerhaven, dagegen 594 bei Ueckendorf und 638 bei Lipine. Ich sagte schon, daß die Zahl der Wirthschaften von vielen Umständen abhängt, die meist nicht in der Macht unserer Behörden liegen; wer aber die dortmunder Statistik genau studirt, wird zugeben, daß doch die Bedürfnisfrage in erster Linie die Zahl bestimmt. Uebrigens haben von den 261 Gemeinden, die zu dem Ortsstatut berechtigt sind, genau 75 Prozent es eingeführt, von den 30 Großstädten freilich nur 16. In Sachsen und Württemberg haben alle Städte den Bedürfnisnachweis, in Preußen 133 von 170, in Bayern nur 11 von 23, in Baden 5 von 6, in Hessen keine von fünf. Die als besonders kneipenreich genannten Städte haben kein Ortsstatut.

Aber es giebt auch noch andere und zum Theil gerechtere Mittel, die Zahl der Wirthschaften niedrig zu halten. Die schlimmeren Animirkneipen lassen sich schon durch Polizeivorschriften beseitigen; originell ist darin Aachen, das keinem Lokal mehr als eine Keilnerin gestattet; nur zwei Wirthc sind dort bei der weiblichen Bedienung geblieben. Nicht minder originell ist die Praxis in Plauen, wo den Wirthschaften gewöhnlichen Ranges der Weinschank nicht zugelassen wird, weil der Wein durch die Animirkneipen ein unsittliches Getränk geworden sei. Näher liegt es, durch Polizeivorschriften eine solche Beschaffenheit der Räumlichkeiten zu verlangen, daß manche Konzeptionsucher abgeschreckt werden. Ich rege keine unvernünftigen hygienischen Anforderungen an, sondern vernünftige. Die Polizei, die sich so oft um die Hygiene der Privathäuser kümmert, läßt ja seit Jahrzehnten und Jahrhunderten eine schauerhaft verpestete Luft in den Wirthsstuben zu. Der Fremde, der an einem Sonntag einen Gasthof in einem Dorfe oder einer kleinen Stadt aussuchen muß, wird oft gezwungen, in einer Stube zu rasten und seine Mahlzeit einzunehmen, wo er sich durch den Tabaksqualm eine kleine Vergiftung holt, wenn er nicht selbst raucht und gegen dieses Gift abgehärtet ist. Wenn einmal das Bedürfnis des Publikums entscheiden soll, so kann den Wirthcn auch vorgeschrieben werden, daß sie ein größeres Gastzimmer mit Rauchverbot halten müssen. In den vorzüglichcn englischen Kaffeehäusern ist überall das Rauchen verboten, außer in den Rauchzimmern.

Ein sehr wichtiges Mittel, die Wirthschaften zugleich zu vermindern und zu verbessern, wäre, viel schärfere Anforderungen an die Personen zu stellen, denen man das Privileg ertheilt, die Volksgäste zu verkaufen. Unser jetziges Gesetz ist einfach dumm; es läßt die bedenklichsten Persönlichkeiten hinter den Schänkisch treten, wo die auch für einen sehr moralischen Menschen starke Versuchung an sie herantritt, durch Schnaps- und Bierabsatz ihre Finanzen aufzu-

bessern. Nach § 33 der Gewerbeordnung darf die Konzession nur verjagt werden, „wenn Thatfachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß (der Besuchsteller) das Gewerbe zur Förderung der Bällerei, des verbotenen Spiels, der Gelehrerei oder der Unsitlichkeit mißbrauchen werde“. Solche Thatfachen, die das Oberverwaltungsgericht auch anerkennt, sind aber nur selten zu beweisen. Mindestens sollte man die Konzession versagen, „wenn die Behörde auf Grund von Thatfachen die Ueberzeugung gewinnt, daß der Nachsuchende die zu dem beabsichtigten Gewerbebetrieb erforderliche Zuverlässigkeit, insbesondere in sittlicher und finanzieller Beziehung, nicht besitzt oder durch körperliche oder geistige Gebrechen dauernd behindert ist, das Gewerbe selbständig auszuüben.“ Diese Formulierung ist die des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke; wichtig ist darin das Verlangen nach finanzieller Zuverlässigkeit. Niemand sollte neu in den Wirthstand hineingelassen werden, der nicht ein Vermögen nachweist, mit dem er zehn Jahre den Miethwerth seines Lokals bezahlen könnte. Ganz neu wäre eine solche Bedingung übrigens nicht. Schon 1420 suchte der Magistrat von München den Zubrang durch die Bestimmung zu vermindern, daß künftig jeder Bürger, der das Schänken betreiben wolle, ein steuerbares Vermögen von wenigstens 100 Pfund besitzen müsse. Und 1842 verordnet wieder der münchener Magistrat, daß bei Vergebung der Konzessionen der Wohlhabende bevorzugt werden solle, „weil er leistungsfähiger ist, die Moralität nicht beeinträchtigt und nicht zu unlauteren Mitteln greifen muß.“ Andere Mittel, den Zubrang zu Wirthshauskonzessionen zu ermäßigen, haben Schweden und eine Anzahl der Vereinigten Staaten. In Schweden wird zuerst festgestellt, wie viele Schänken die Stadt im nächsten Jahre haben will, und dann werden die Konzessionen an den Meistbietenden versteigert. In Amerika sucht man durch eine sehr hohe Jahressteuer, die High License, den selben Zweck zu erreichen. Man versteht dort unter einer „Hochlizenz“ 500 Dollars oder mehr, zuweilen steigt die Summe auf 5000, 10000, sogar auf 20000 Dollars; sie ist also eine erhebliche Einnahmequelle für die Gemeinden; in Boston werden die gesammten Polizeikosten dadurch gedeckt. Und eine starke Verminderung der Wirthschaften wird unzweifelhaft erreicht; so fiel die Zahl der Konzessionen in Pennsylvanien in einem Jahr (1887 bis 1888) von 14704 auf 7728, in Philadelphia von 5770 auf 1740, in Boston von 1780 auf 780, in Omaha kamen 1881 bei 100 Dollars Lizenz 267 Einwohner auf die Schänke, 1891 bei 1000 Dollars 600. Auf dem flachen Lande werden manchmal durch diese hohen Gebühren alle Schänken beseitigt und in den Städten verschwanden vor ihr die kleinen Kneipen.

In Deutschland kennen wir keine hohen Lizenzgebühren, so berechtigt es auch wäre, den Alkoholschank für die vielen Kosten und Lasten, die er dem Gemeinwesen bereitet, besonders zu besteuern und den Monopolgewinn, den sparsam ertheilte Konzessionen erzeugen, nicht nur den Spekulantem, sondern auch den allgemeinen Massen zuzuwenden. Kleine Lizenzsteuern haben auch wir; in Elsaß-Lothringen ist dadurch die Zahl der Schankstätten von 13483 auf 9336 (1880 bis 1892) vermindert, in Preußen beträgt die „Betriebssteuer“ nur 10 bis 100 Mark, reicht also nur gerade hin, die Wirthe zu ärgern. Die Stadt Jittau erhebt eine Konzessionsteuer von 93 Mark im Jahre. Uebrigens hat sich Schmöller dafür erklärt, daß das Konzessionwesen mit der Lizenzsteuer zusammen

geregelt und die Steuer in direkte Verbindung mit dem Monopolgewinn gebracht werde. Er empfiehlt die schwedische Versteigerung oder das holländische System, wo der Wirth 10 bis 20 Prozent des Mietwirthes jährlich im Voraus als Steuer zahlen muß. Darüber ließe sich reden.

Man gestatte künftig wohl neue Wirthschaften, aber keine mit Gewinn an berausenden Getränken: dann entstehen und floriren alkoholfreie Wirthshäuser. Was hier vorgeschlagen ist, wird von den englischen Konzessionsbehörden seit zwei oder drei Jahrzehnten ausgeführt. Aus verschiedenen Gründen ist das Bewirthungsbedürfniß in den englischen Handels- und Industriestädten viel stärker als bei uns. Wer London kennt und in der City die Hunderttausende vorbeiziehen sah, zu Fuß, zu Wagen, zu Rad, wer an die Eisenbahnzüge denkt, die unter und über der Erde andere Hunderttausende tragen, Der weiß auch, wie Viele da in Wirthschaften essen, trinken und rasten wollen und wie ihre Zahl täglich wächst. Und dennoch sinkt die Zahl der gewöhnlichen Wirthschaften. Man zählte ihrer in England 1882: 92493, 1896 nur 91036. In Liverpool hatte man 1875: 2359 Konzessionen, 1892 nur noch 2196; in Bradford 1878: 1137, 1892: 903. In London kam 1750 ein Wirthshaus auf 47 Einwohner, jetzt kommt eins auf 430. Die City von London, der lebhafteste Verkehrsplatz der Welt, kam 1896 mit 481 ganzen, 87 beschränkten und 91 Lizenzen aus, während die Stadt Bremen 927 Schankstätten mit Branntwein und 117 Branntweinläden hatte. Der Grundsatz der englischen Behörden ist eben: keine neuen Alkoholkonzessionen mehr, denn die Alkoholgetränke sind längst schon überall leicht genug zu erlangen. Und weil die Behörden an diesem Grundsatz entschieden festhalten, kommt dem Engländer auch der Gedanke gar nicht mehr, daß er ein neues Wirthshaus aufthun könne, während bei uns so viele Mitmenschen an diesem gefährlichen Gedanken leiden. Da es aber drüben auch Menschen genug giebt, die als Gasthalter ihr Brot erwerben oder reich werden möchten, so werfen sie sich einfach auf die Bewirthschaftung alkoholfreier Restaurants. Bei uns in Deutschland werden die alkoholfreien Erquickungstätten von der Gesetzgebung nicht nur nicht begünstigt, sondern erschwert. Wer Selterswasser oder Milch an Durstige verabreichen will, kommt unter die selbe Schablone wie der Schnapsbubiker. Ein Beispiel. An einer von Radfahrern belebten Straße steht ein Bauernhaus; die Radfahrer stillen ihren Durst gern mit Milch, die Bauernfrau hat Milch abzugeben und möchte einen Nebenverdienst wohl mitnehmen. Aber wenn sie öfter einem durstigen Radler oder Wanderer ein Glas Milch verkauft, ist sie straffällig, weil sie keine Schankkonzession hat; in Preußen müßte sie außerdem noch die Betriebssteuer bezahlen, also mehr, als sie das Jahr über für ihre Milch einnimmt. Oft wird das Gesetz übertreten; die Frau schlägt dem Durstigen die Erquickung nicht ab; aber was hier wider das Gesetz geschieht, braucht nicht verboten zu sein. Und wozu bedarf es hier einer Konzession? Was sollen hier Vorschriften über Lage und Größe des Lokals? Ein Stuhl in der Hausflur oder die Bank vor dem Hause genügen vollständig, da schon wegen der Art des Getränkes jedes Kneipen und Heittotschlägen ausgeschlossen ist. Wenn der Konzessionszwang und die Betriebssteuer hier wegfelen, würde man bald an manchem Bauernhause lesen: „Frische Milch, Saurer Milch“, wie mans schon jetzt in der Lübeckischen Gegend liest. Dieses Recht sollte auch jedem städtischen Milchhändler verliehen

werden; auch hier sind besondere Vorkautionen überflüssig. Wie dankbar würden Frauen und Kinder für diese zuträgliche Restauration oft sein! In England, Holland und anderen Ländern sind die Milch-Restaurants im letzten Jahrzehnt sehr beliebt geworden. Wer nach Kopenhagen kommt, folgt dem Rathe seines Reisebuches, in einem halb unterirdischen Obststübchen am Amagertor die berühmten nordischen Erdbeeren mit Sahne zu essen. Das könnten wir doch daheim auch haben. Ist's erlaubt, zu Weihnachten solchen Wunsch an die Zukunft zu richten?

Weimar.

Dr. Wilhelm Bode.



Der Kampf um die Handelskammer.

Am londoner Börsenhaus veranstaltete ungefähr vor einem Jahre die englische Kaufmannschaft eine wilde chauvinistische Kundgebung für den Transvaalkrieg. Die über diese Versammlung aufs Festland gesandten Depeschen berichteten von eingetriebenen Cylinderhüten und Roheitsausbrüchen aller Art, die sich besonders gegen die börsenmännische Kleidung kehrten. Ich konnte mir, offen gestanden, eine Versammlung von Börsianern, die für politische Ideale, für Phantastereien, oder wie man es sonst nennen will, in aufschäumende Erregung geräth, nicht recht vorstellen. Jetzt kann ich's: seit dem zehnten Dezember 1901. Denn an diesem Tage habe ich der Mitgliederversammlung der Korporation der Berliner Kaufmannschaft beigewohnt, die über die freiwillige Umwandlung der Korporation in eine Handelskammer Beschluß fassen sollte. Mehr als einmal mußte ich mir ins Gedächtniß zurückrufen, daß ich wirklich unter lauter festen, stark vergoldeten Stützen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung wollte und nicht etwa aus Versehen in eine Anarchistenversammlung gerathen war. . . . Wie konnte eine Versammlung, die über eine einfache Frage der Organisation zu beschließen hatte, zum Lummelplatz so wüster Agitation werden?

Ich habe hier früher schon einmal über die Frage der berliner Handelskammer gesprochen und zu zeigen versucht, wie es kam, daß eine an sich rein formale Frage weit über das eigentliche Streitgebiet hinaus Interesse erregen konnte. Doch muß ich den Ursprung des Haders jetzt schnell noch einmal beleuchten. Die Korporation der Berliner Kaufmannschaft ist eins jener ehrwürdigen Institute, die aus der Zeit stammen, da der Kaufmann selbst in Preußen noch Etwas galt. Das Ältesten-Kollegium, der von dieser Korporation gewählte Vorstand, machte diesem hohen Alter seines Wahlkörpers insofern alle Ehre, als es sich mehr durch Bornehmheit als durch Rührigkeit auszeichnete. Vängst regten sich deshalb auch Bestrebungen, die auf eine Modernisirung dieser Körperschaft zielten; sie blieben bisher stets erfolglos. Der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller war hauptsächlich zu diesem Zweck gegründet worden. Aber bald gab man die Hoffnung auf, die Korporation und das Ältesten-Kollegium verjüngen zu können, und so entwickelte sich der Verein langsam, aber stetig zu einer Vertretung der berliner Industrie und des Waarenhandels, während die Korporation sich mehr und mehr als Vertretung des Börsenhandels entpuppte. Dieser Gegensatz wurde besonders

sichtbar, seit es dem Vorsitzenden des Vereins, dem Geheimrath Goldberger, gelungen war, am zwölften Februar 1893 den Centralausschuß hiesiger kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine zu gründen. Diesem Ausschuss gehörten alle wichtigen Fachvereine der Hauptstadt an und es war nur natürlich, daß er sehr bald auch offiziell als ein Ersatz für die Berlin noch fehlende Handelskammer bezeichnet wurde, die Handel und Industrie kraftvoll vertreten solle.

Inzwischen war die Grundlage für die Errichtung von Handelskammern, das Gesetz vom Jahre 1870, durch die Novelle vom neunzehnten August 1897 modernisirt worden. In Berlin gewann die Agitation für die Errichtung einer Handelskammer täglich neuen Boden. Der Centralausschuß hatte, namentlich auch durch die Fügigkeit seiner Berichterstattung, der Korporation nach und nach ja mancherlei Konzessionen an den modernen Geist abzutrocknen vermocht; aber die meisten berliner Kaufleute und Industriellen, besonders die Kleineren unter ihnen, hatten zum Ältesten-Kollegium durchaus nicht das feste Vertrauen, das nöthig gewesen wäre, um sie zum Eintritt in die Korporation zu bewegen. So setzte die Agitation sich denn das Ziel: die Korporation zu veranlassen, auf Grund des Paragraphen 44 des Handelskammer-Gesetzes sich selbst in eine Handelskammer umzuwandeln. Es kam zu längeren Berathungen im Abgeordnetenhaus, wo der Handelsminister keinen Zweifel darüber ließ, daß er die Korporation nicht für eine geeignete Vertretung des berliner Handels und Gewerbes ansehe. Aber die Korporation beharrte auf ihrem ablehnenden Standpunkt. Im Anfang des Jahres 1901 richtete der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller nebst anderen Vertretungen der berliner Kaufmannschaft an das Ältesten-Kollegium den Antrag, es möge sämmtliche handelsgerichtlich eingetragene Firmen darüber abstimmen lassen, ob die Errichtung einer Handelskammer ihnen erwünscht sei. Als die Ältesten den Antrag in schroffstem Hochmuthston ablehnten, wurde die Umfrage von den Handelskammerfreunden selbst veranstaltet; sie brachte das allerdings kaum noch überraschende Resultat, daß die überwiegende Mehrzahl der handelsgerichtlich eingetragenen Firmen für die Handelskammer ihr Votum abgab. Nun ging man an das Abgeordnetenhaus, das bei der Berathung des Etats für das Jahr 1901 die Regierung aufforderte, unverzüglich die Errichtung einer Handelskammer zu bewirken. Der Handelsminister erklärte, er werde die Genehmigung zur Errichtung der Handelskammer ertheilen, „insofern der darauf gerichtete Antrag nicht etwa durch Umwandlung der Korporation in eine Handelskammer gegenstandslos werden sollte.“ Jetzt schlugen die Ältesten selbst der Korporation diese Umwandlung vor. Mit dem Minister wurde ein Statut vereinbart, das der Börse den Vorzug einräumte, ihre Vertreter auf Grund des gleichen und allgemeinen Wahlrechtes wählen zu dürfen, während die übrigen Gruppen der Kaufmannschaft ihre Vertreter je nach der Abstufung der Gewerbesteuerklassen wählen sollten. Dieses Statut wurde in einer Hauptversammlung der zur Korporation gehörigen Mitglieder angenommen; und man durfte nun eine alle Theile befriedigende Lösung des Handelskammerproblems erwarten. Doch der Minister versagte die Genehmigung wegen verschiedener — nicht allgemein interessirender — Bestimmungen und zum zehnten Dezember mußte eine neue Versammlung der Korporation einberufen werden.

Inzwischen aber schlug ganz plötzlich die Stimmung um; nicht etwa bei

Händlern und Industriellen, sondern im engeren Kreis der Börse. Noch in den letzten Tagen vor der Versammlung wurde sehr eifrig agitirt, — namentlich von den Großbanken. Diese Mächte hatten schon vor der ersten Versammlung gegen die Handelskammer gewählt; sie suchten die kleinen Börsenleute mit der Furcht zu erschrecken, die Errichtung einer Handelskammer würde ihnen das wichtige allgemeine Wahlrecht rauben und sie zwingen, künftig ihre Vertreter nach den Klassenstufen der Gewerbesteuer zu wählen. Am Wahlrecht wäre die Handelskammer sicher gescheitert, wenn der Minister sich nicht bereit erklärt hätte, der Börse das allgemeine Wahlrecht zu bewilligen. Dieses allgemeine Wahlrecht aber war den Banken nur ein agitatorisch wirksames Schlagwort gewesen; in Wirklichkeit war es ihnen verhasst. Denn das allgemeine Wahlrecht innerhalb der Korporation hatte für die Banken eine ganz andere Bedeutung als das allgemeine Wahlrecht in der Handelskammer. Zur Wahl für die Handelskammer sind nämlich nicht die Personen berechtigt, sondern nur die Firmen, als deren Vertreter stets nur einer der Inhaber — oder der Direktoren der Aktiengesellschaften — fungiren darf. Das gleiche Wahlrecht der Handelskammer ist also ein Wahlrecht, das wirklich der größten Bank nur so viel Recht einräumt wie dem kleinsten Makler. Bei der Korporation war es ganz anders. Zur Wahl berechtigtes Mitglied der Korporation konnte nämlich nicht nur jeder Firmeninhaber, sondern auch jeder Prokurist werden. Und diese Möglichkeit deuteten die Banken dadurch aus, daß sie jeden ihrer Prokuristen inkorporiren ließen. So kam es, daß zum Beispiel die Deutsche Bank nicht nur über die Stimmen ihrer Direktoren, sondern auch über die von sechsunddreißig Prokuristen verfügte. Diese Bank hatte also in Wirklichkeit ungefähr vierzigmal mehr Stimmrecht als jeder einzelne Firmeninhaber. Diese sichere und bequeme Majorität sahen jetzt die Banken gefährdet und entfesselten deshalb abermals eine wilde Agitation, in der sich besonders die sogenannte Stempelvereinigung rühmlich hervorthat.

So war die für den zehnten Dezember einberufene Versammlung vorbereitet worden. Das einleitende Referat des Syndikus der Berliner Kaufmannschaft ließ gar keinen Zweifel darüber, daß die Ablehnung der Umwandlung schwere Rechtsnachtheile zur Folge haben müsse. Der Minister würde ungewißhaft die Handelskammer neben der Korporation genehmigen. Alle Rechte offizieller Vertretung würden auf die Handelskammer übergehen, die Korporation würde dadurch jede Bedeutung verlieren, vielleicht sogar, nach dem allgemeinen Landrecht, aufgelöst werden. Was aber konnten solche vernünftige Mahnungen da nützen, wo Leute von der Popularität des Stadtkämmerers und früheren Bankdirektors Kaempf sich mit dem vollen Gewicht ihrer Persönlichkeit dem menschenverständigen Rath entgegenstimmten? Man muß die Rede des Herrn Kaempf und den Beifall, der ihr folgte, gehört haben, um für möglich zu halten, daß eine Versammlung erwachsener Männer sich auf so flache und bürre Gemeinplätze führen ließ. Die kleinen Makler und Bankiers merkten gar nicht, daß sie als Stimmvieh für die Bestrebungen der *hauts banque* ausgenutzt wurden. Herr Kaempf selbst socht wohl nicht für die Großbanken; bei ihm war es mehr die persönliche manchesterliche Rücksichtslosigkeit, mit freisinnigem Mannedmuth aufgepußt. Mit dem allgemeinen Wahlrecht konnte man nicht mehr kreischen gehen. Was führte man nun gegen die Handelskammer ins Feld? Ihren Charakter

als einer Zwangsorganisation. Gewiß: die Handelskammer ist eine Zwangsorganisation, wie unsere ganze sozialpolitische Gesetzgebung mit Zwangsmahregeln arbeiten muß, weil ein freiwilliges Interesse für die Allgemeinheit bei den meisten Leuten nicht vorauszusetzen ist und weil für Leistungen, die Allen zu Gute kommen, auch Alle zahlen müssen. Gerade dieser Umstand aber hätte kluge Mitglieder der Korporation für die Umwandlung stimmen müssen. Denn künftig haben eben die Mitglieder der Korporation, genau wie alle anderen eingetragenen Firmen, der Handelskammer beizutreten und dadurch dürfte der Zugang zur Korporation so sehr geschnitten werden, daß ihre Lebenskraft gefährdet wäre.

Ferner wurde erzählt, die Handelskammer werde als Behörde von der Regierung abhängig sein. Als ob die Unabhängigkeit der Ältesten nicht nur nominell gewesen wäre! In Worten und Petitionen spielte dieses Kollegium freilich stets die von der Regierung unabhängige Instanz; anders aber sahen die Thaten mancher Ältesten aus, über deren servile Willfährigkeit namentlich in den unteren Bördensklassen oft geklagt wurde. Um die furchtbaren Gefahren der Abhängigkeit zu zeigen, führte Herr Kaempf die Konflikte an, die Bismarck in den ersten achtziger Jahren, als er im Nebenamt Handelsminister war, mit den Handelskammern gehabt hat. Daß darauf nicht sofort die gebührende Antwort folgte: diese Thatfache schon bewies den Tiefstand der Debatte. Bismarck hat allerdings absichtlich Gründe zu Konflikten gesucht. Er hat eine Handelskammer aufgelöst und anderen Handelskammern die Steuern gesperrt. Aber selbst der damals so mächtige Kanzler ist mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen und mußte schließlich nachgeben. Außerdem aber spielten sich diese Vorgänge ja unter dem alten Handelskammergesetz ab. Inzwischen ist das neue Gesetz gekommen, das die Verhältnisse wesentlich anders gestaltet hat. In der Begründung des vom Freiherrn von Berlepsch eingebrachten Gesetzesentwurfes wird über das Aufsichtrecht des Handelsministers gesagt: „Seine Aufsichtbefugnisse sind nicht besonders umschrieben; daß seine Anordnungen für die Handelskammern in Beziehung auf ihre Geschäftsführung und ihre Verwaltungsaufgaben bindend sind, wird als selbstverständlicher Ausfluß des Aufsichtrechtes einer ausdrücklichen Festsetzung nicht bedürfen. Dagegen ist er durch seine Aufsichtstellung nicht ermächtigt, die Handelskammern in ihrer sachlichen Stellungnahme zu Gegenständen, die im Bereiche ihrer begutachtenden Thätigkeit liegen, einem Zwange zu unterwerfen.“ Sehr richtig setzt der Geheime Regierungsrath Usensky, Vortragender Rath im Ministerium für Handel und Gewerbe, in seinem Kommentar zum Handelskammergesetz hinzu: „In dem letzten Satz liegt ein für die Handelskammern werthvolles Zugeständniß der Staatsregierung, indem dadurch der materielle Inhalt ihrer gutachtlichen Äußerungen jeder Zwangseinwirkung der Aufsichtinstanz entzogen und auf diese Weise den Handelskammern die Gewähr oder mindestens die Möglichkeit freier Meinungsäußerungen gegeben wird.“ Welche Rechte giebt denn überhaupt das Handelskammergesetz dem Minister? Er kann die Handelskammer auflösen. Gewiß. Aber sie muß spätestens zwei Monate nach der Auflösung durch Neuwahlen wieder gebildet werden. Und jeder Minister wird sich hüten, eine Handelskammer mehr als einmal aufzulösen.

Solche Weisheit also enthielt die Rede des Herrn Kaempf; und der Chor brüllte Beifall. Und dieser Beifall wurde zum Sturm, als Herr Kaempf es

für geschmackvoll hielt, schlankweg zu behaupten, die Agitation für die Handelskammer sei als ein Geschäft betrieben worden. Herr Raempff hat merkwürdiger Weise nicht den Muth gehabt, in den beiden offiziellen Börsenblättern, denen er seine Rede zum wörtlichen Abdruck gab, die erste Fassung aufrecht zu erhalten. Er hat den Passus von den „Geschäften“ geändert und damit wohl selbst seine Taktlosigkeit zugegeben. Für den Augenblick aber wars eben ein agitatorisches Mittel, das seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Zu dem stürmischen Beifall, der folgte, kamen die persönlichen Gegensätze zum Ausdruck, die namentlich zwischen der Börse und den Leitern der Handelskammer-Bewegung bestehen.

Trieste Herrn Raempffs Rede schon von bligen Phrasen, wie sie namentlich beim lendenlahmen Freisinn üblich geworden sind, um die Schwächlichkeit des Handelns zu verdecken — der selbe Herr Raempff, der in dieser Versammlung den Demokraten spielte, ist im Nothen Haus, als es sich um die Frage des Märchenbrunnenbaus handelte, kläglich umgefallen —, so leistete das Herrlichste darin der Direktor Goldhücker von den neurober Kunstbrud-Altiengefellschaften. Dieser Herr hatte in einem Kreise, wo ihn Jeder als einen der Hochfinanz innig Verbündeten kennen konnte, den eigenartigen Einfall, sich als unabhängigen Mann zu bezeichnen. Und wieder brüllte der Chor Beifall. Dieser Chor der Mannesseiten schrie dafür aber jeden Redner nieder, der für die Handelskammer sprechen wollte, und so mußte zum Beispiel der alte Sobornheim, einst der mit Begeisterung begrüßte Führer im Kampf der Produktenbörse gegen die Hegitung, sich eine geradezu schimpfliche Behandlung gefallen lassen. Nur ein Redner für die Handelskammer vermochte sich Gehör zu schaffen: Justizrath Nieher, der Direktor der Darmstädter Bank. Seine einbringliche Beredsamkeit, die vollendete Form seines Vortrages, die scharf herausgearbeiteten juristischen Gründe dieses Mannes, der ein prinzipieller Gegner der Handelskammer ist, mit der Einsicht des Juristen sich aber der Nothwendigkeit beugt: das Alles schien für Minuten die Versammlung umzustimmen. Doch eben nur für Minuten. Gleich danach war die Versammlung wieder taub und blind, — und so ward denn mit Hurra und Hussa die Umwandlung abgelehnt. Wie mir erzählt wird, haben manche Handelskammerfreunde gegen die Umwandlung gestimmt, um dadurch die selbständige Errichtung einer Handelskammer möglich zu machen. Und in der That hätte den eifrigen Freunden der Handelskammer und den Gegnern der Börse gar nichts Besseres passiren können als diese Ablehnung.

Denn die berliner Handelskammer kommt: darüber giebt es keinen Zweifel mehr. Und die Börsenleute werden früh genug erkennen, welche unschmackhafte Suppe sie sich eingebrockt haben. Die Handelskammer wird der Korporation ihre besten Kräfte entziehen; schon heißt es, angesehene Mitglieder des Ältestenkollegiums wollten aus Ekel an der letzten wüsten Versammlung austreten. Weder der Minister noch der Landtag werden aber daran denken, der Börse ein Ausnahmewahlrecht zu bewilligen. Die Korporation wird sich neben der Handelskammer nicht behaupten können und auch für die Regierung bald nicht mehr sein als, nach dem witzigen Wort des Justizrathes Nieher, ein salon des refusés.

Plutus.